Israelitische Wochenschrift

Nr. 31. | Berlin, 29. Juli 1904. | Jahrgang XIII

Jüdische Gemeinde

Gottesdienst.

Die neue Synagoge Oranienburgerstraße 30 bleibt an den Sabbaten bis auf Weiteres geschlossen, an den Wochentagen findet Gottesdienst statt.

Die alte Synagoge Heidereutergasse 4/5 wird vom 1. August d. J. ab bis auf Weiteres geschlossen.

Freitag, den 29. Juli, abends 7½ Uhr.
Samstag, den 30. Juli, in der Alten Synagoge mrgs. 8½ Uhr, in den anderen Synagogen morgens 9 Uhr.
Predigt: Synagoge Lindenstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Rosenzweig.
Abendgottesdienst 8 Uhr 55 Min.
Gottesdienst an den Wochentagen: Alte und Kaiserstraßen-Synagoge morgens 6½ Uhr, in den anderen Synagogen 7 Uhr. Abends in allen Synagogen 7 Uhr.

Israel. Synagogen-Gemeinde

Adass Jisroel.

Die Vermietung der Plätze unserer

Neuen Synagoge

Artilleriestr. 32

findet in den Stunden 10–12 vorm. und 4–6 nachm. in unserem Bureau **Gipsstr. 12a** statt. Vom **31. Juli** ab werden die ausgegebenen Interimsscheine gegen **Jahresplatzkarten** in unserem Bureau umgetauscht.

Der Vorstand.

Jüdische Religionsgemeinde

Charlottenburg.

Der Verkauf von Einlaßkarten für die Synagogen **Schulstr. 7** und **Rosinenstr. 3** findet **werktäglich nachmittags 5—7, Sonntags 12—2 Uhr,** in der **Synagoge Schulstraße 7** statt.

Der Vorstand.

Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Verantw. Redakt.: M. A. Klausner, Berlin W., Tauenzienstr. 19a. Telephon: Amt IX, Nr. 5567.

Verlag: Arthur Scholem Berlin C., Roßstraße 3. Telephon: Amt 1, Nr. 5729. Post-Zeitungsliste Nr. 3934.

Bezugspreis vierteljährlich: Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 3,00 Mk. alle anderen Länder 3,50 Mk.

Nr. 31. Berlin, 29. Juli 1904. Jahrgang XIII.

Erscheint an jedem Freitag, das jüdische Litteraturblatt monatlich zweimal. Zu beziehen durch die Post oder unsere Expedition: Berlin C. 19, Roß-Straße 3.

Anzeigen für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 30 Pf. Bei Wiederholungen Preisermäßigung. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen entgegen.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitte ich an die Adresse: Berlin W., Tauenzienstr. 19a. M. A. Klausner.

Inhalt.

Artikel: Ein neuer Prophet. Von L. Tauber. — Theodor Herzl und der Zionismus. Von Maximilian Paul-Schiff. — Der Entwurf zu einem Fremden-Kriminalgesetz in England. — Moses und Hammurabi. Vortrag von Arnold Rosenbacher-Prag. — **Literarisches:** Meyers Großes Konversationslexikon. — **Politik:** Der Rücktritt des Justizministers Schönstedt. — So sind sie alle. — Mit der Macht. — **Wochenchronik:** Wochenkalender. — Berlin: Von der Alliance Israelite Universelle. — Schule Pückler. — Prag: Der alte Friedhof. — Tunis: Rabbiner Jacob Silvera. — Newyork: Intoleranz. — Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. — Vakanzen. — **Feuilleton:** Ein Frauenleben. Von E. Berg. (Fortsetzung.) **Inserate.**

Ein neuer Prophet.

„Denn der Ewige verläßt nicht sein Volk"; so oft es sich in Drangsal befindet, schickt er seine Propheten, die ihm helfen sollen. Auch jetzt hat er ihm einen Propheten geschickt, Elias den Zweiten, der Talmudist und Philosoph zugleich ist. Schon in seiner Jugend beschäftigte ihn die wunderbare Erscheinung, daß das kleine Häuflein Juden, trotz jahrtausendelanger Verfolgung durch Feuer und Schwert, sich bis heute erhalten hat. Natürlich kann die Antwort, die im galizischen Cheder gegeben wird, dem Philosophen nicht genügen. Auch die Antwort der europäisch gebildeten Juden hält der scharfen Kritik des philosophischen Geistes nicht stand. Er ist auf sich selbst angewiesen, und zehn lange Jahre hat er gebraucht, um zu einem Ergebnis zu kommen. Der „Zukunft" vertraut er seine Vision über die Zukunft Israels an. „Das Wesen des Judentums" nennt er seine Abhandlung, an deren Schluß er einen Rat erteilt: Untertauchen!

Ich will hier nur eine persönliche Antwort geben, nicht eine Warnung aussprechen, die eine Ueberschätzung des neuen Elias zur Voraussetzung hätte. Auch mir hat die Mutter an der Wiege das Thoralied gesungen, auch ich wurde für das Cheder auserkoren, auch ich bin später in die Schule der Philosophie gegangen. Als Landsmann will ich dem anderen Elias erwidern:

Herr Jacob wendet sich zunächst an die deutschen Juden, denn er weiß, daß der Prophet in seinem eigenen Land nichts gilt. Dr. Jacobs Argumentation ist folgende: Da die deutschen Juden die Gesetze nicht mehr beobachten, vom Talmud sich längst losgesagt haben, mithin jeden Anrechts auf das Paradies, an das sie ohnehin nicht glauben, verlustig sind, jedoch des bloßen Namens wegen Schmach und Unterdrückung von ihren Mitbürgern erdulden müssen, so sehe er nicht ein, warum sie auf seinen Rat nicht eingehen sollen. Durch das Untertauchen gingen sie einer glänzenden Zukunft entgegen, sogar in die Burschenschaft würden sie aufgenommen werden und auf der Schulbank neben dem Christenknaben unbehelligt sitzen können. — Die Voraussetzung ist irrig, die Folgerung falsch, man mag sie philosophisch oder talmudisch betrachten. Der Glaube an das Dasein und die Einheit Gottes hat mit der Beobachtung der Zeremonialgesetze nichts zu tun. Heißt es doch schon im Talmud: „Jude wird der genannt, wer sich vom Götzendienst abwendet". In Galizien freilich gibt es noch Anhänger einer anderen Auffassung. Dort, so erzählt man, habe eine Frau ihrem Mann, der an einem Festtag Kreppchen zu essen sich weigerte, zugerufen: „So wollen wir uns doch lieber gleich scheiden lassen! Wer von dem heiligen Kreppchen nichts hält, geht doch bald zur Taufe!" Das war aber in Galizien, wo es am dunkelsten ist. Dort ist am Ende eine solche Verkehrtheit denkbar; in Galizien hat für manche Leute alles die gleiche Größe, das Wesentliche und das Unwesentliche haben den gleichen Rang. Der deutsche Jude dagegen — und auch der hellere galizische Jude — weiß Unterscheidungen zu machen. Für ihn sind der Glaube an Gott und die uneingeschränkte Menschenliebe die Grundbogmen, an denen er hält und die er verteidigt, und auch damit steht er auf dem Boden des Talmuds, der sagt: „Die Nächstenliebe ist das Grundgebot in der Thora". Das Uebrige sind nur die vorgeschobenen Forts einer Festung. In und nach diesen Dogmen erziehen die deutschen Juden ihre Kinder; sie schicken sie mit keiner Lüge in die Welt, denn dies ist ihr heiliger Ernst. Die jüdische Menschenliebe kann durch die christliche nicht ersetzt werden. Wenn auch jene

bloß eine ethische ist, indem sie den Nächsten „nur" wie sich selbst zu lieben fordert, so hat sie doch den Vorzug, befolgt werden zu können; sie wurde von ihren Anhängern tatsächlich geübt, während diese metaphysisch ist und von dem auf eine Backe Geschlagenen fordert, er solle auch die zweite hinreichen. Von der praktischen Uebung dieser metaphysischen Nächstenliebe aber haben wir seltsame Proben erhalten. Wohl von dem Grundsatz ausgehend, daß schon die Versuchung eine Sünde sei, sind die frömmsten und eifrigsten Prediger der Feindesliebe immer bestrebt gewesen, andere zur Tugend dieser Nächstenliebe anzuhalten, und haben deshalb mit der Austeilung von Schlägen nicht gekargt.

Auch der talmudische Gott in seiner Karrikatur, die aus Rohling erborgt ist, kann uns nicht zum Untertauchen veranlassen. Jedermann weiß, daß die Juden am wenigsten Gott verkörperten, und das haben sie Thora und Talmud zu verdanken. Der Talmud betont mit Nachdruck, daß die biblischen Stellen, die von Gottes Hand, Auge und Ohr sprechen, bloß der körperlichen und sinnlichen Natur des Menschen abstrakte Vorstellungen verständlich machen wollten. Derselbe Talmud kann unmöglich im Ernst einen Gott schildern, der nachts Klagelieder über den Fall Jerusalems anstimmt, früh morgens Gebetriemen anlegt, dann in der Thora lernt und den übrigen Teil des Tages mit Eheschließungen ausfüllt. Jeder vernünftige Mensch, sogar „ein Talmudist", der den Talmud nicht verstanden hat, erkennt, daß diese Agada eine Mystik enthält, die nicht wörtlich zu nehmen ist und niemals wörtlich genommen wurde. Eine mystische Agada ist kein Glaubensdogma. — —

Ich folgte nun meinem verehrten Landsmann und ließ die Geschichte an meinen Gedanken vorbeiziehen. Ich blickte in die Jahrtausende zurück, und an der „großen Heerstraße" sah ich als prangende Zeugnisse der Aesthetik die scheußlichen Fratzen der Moloch- und Tamusbilder, dem Pan und Vulkan sah ich Standsäulen errichtet, und die großen Logiker des Herrn E. Jacob, die arischen Völker waren es, die sich mit herandrängten, ihre Kinder zu opfern. Aber ich sah noch etwas anderes: In der Ferne schritt einsam ein einziger Mann, sich mühend, einen Pfad zu finden. Auch seine Stimme hörte ich herübertönen. Brachte sie Kunde der Logik und stimmte sie ein in den Sirenengesang ästhetischer Ausschweifung? Nein! Nüchterne Ethik klang an mein Ohr. Sie verbot Menschenopfer, sie verbot Vielgötterei, sie befahl die Uebung von Menschenliebe und Gastfreundschaft. Nicht lange blieb der Einsame allein. Auf jenem Pfad sah ich viele sich bewegen, nicht ihm zu folgen, sondern ihn zu verfolgen. Und allmählich nimmt die Zahl der Nachkommen dieses vereinzelten Mannes zu, doch damit zugleich die der Verfolger. Die kleine Schar wuchs zu einer großen Masse heran. Ein Teil konnte zuweilen der verlockenden Aesthetik nicht widerstehen und begab sich auch auf die „große Heerstraße". Da tritt ihnen ein Eiferer entgegen, und die vernichtenden Worte ertönen: Wie lange wollt ihr noch auf zwei Wegen hüpfen? Entschließt euch! Entweder für Baal oder für den Herrn! — entweder für die Logik und Aesthetik oder für die Ethik. Es war Elias der Erste. Ich hörte den königlichen Redner, der der Ethik die Alleinherrschaft prophezeite und logisch die Logik und Aesthetik entthronte, ich hörte auch den gefühlvollen und elegischen Dichter, dem die Wankelmütigkeit seines Volks das Herz zerriß und blutige Tränen entlockte. Ich sah, wie das Volk nach demütigen und schlimmen Erfahrungen das Vertrauen zur Logik und Aesthetik aufgab und sich ganz der Ethik widmete. Die gefährliche Aesthetik hat es mit vollem Bewußtsein und mit gutem Recht verworfen, die Logik aber haben die Juden zu jeder Zeit gepflegt, und ich brauche nur Philo, Maimonides, Ibn Gabirol und Spinoza zu nennen, um meiner Behauptung den Wahrheitsstempel aufzudrücken.

Die alte Heerstraße verfiel mehr und mehr. Die alte Aesthetik wurde durch neue Bilder, die alte blutige Logik durch neue blutige Erfindungen ersetzt; Kreuzzüge, Autodafés, Inquisition und schwarze Verleumdungen traten an die Stelle der alten Greuel. Die alte arische Logik hängte sich das fromme Schafsfell der Ethik um und verfolgte die noch immer einsam wandernde semitische Ethik. Da hörte ich andere Propheten dem unglücklichen Volk Mut zusprechen. Diese Verfolgung ist eine Feuerprobe für seinen Glauben, für seine Ethik; glücklich, wer seine Probe besteht! Und sie haben sie überstanden! Unversehrt gingen die Juden aus dem Feuer hervor, und die jüdische Ethik wird nach wie vor geübt, und unerschüttert blieb der Glaube, daß noch alle Menschen zur gleichen Erkenntnis gelangen werden. Die Welt ist seit damals fortgeschritten, Kunst und Wissenschaft fast überall verbreitet, alles wurde veredelt, verfeinert — nur der Haß blieb derselbe. Raub, Mord und Todschlag sind nicht auf das Mittelalter beschränkt geblieben, sie treiben auch am hellen Tag der Kultur ihr Unwesen. Der radikale nationalistische Arier haßt noch immer die Ethik, der ethische Semit findet in seine Genossenschaft keine Aufnahme, auf der Schulbank rückt der kleine Arier von ihm weg. Da höre ich wieder eine Prophetenstimme: „Ihr traget selber die Schuld an eurem Leid! Warum geht ihr den einsamen dornenvollen Pfad der Ethik! Kommt doch herüber auf die große Trinitätsstraße, heult mit den Wölfen!" — Es ist die Stimme Elias des Zweiten. Jesaias rief einst: „Laßt uns in das Licht des Ewigen gehen und auf den Berg Gottes steigen." Der neue Prophet ruft uns nach unten, wir sollen untertauchen.

Nun finde ich die Diagnose des Herrn Dr. Jacob falsch. Anstatt den Puls des Patienten zu fühlen hat er, wie jener betrunkene Arzt, nach seiner eigenen Hand gegriffen. Kein Wunder, daß er dem angeblich Kranken das Pulver verschrieb, das er für sich selbst begehrte. Herr Dr. Jacob, Sie irren sich! Der Schmerz, das Band der deutschen Bürgerschaft nicht tragen zu dürfen, auf der Schulbank von einem kleinen Arier verachtet zu werden, ist Ihr eigener und alleiniger. Wer zu Haus sich nicht behaglich fühlt und fremde Gesellschaft aufsuchen muß, den mag es freilich schmerzen, wenn er zurückgewiesen wird. Der deutsche Jude aber ist bei sich zu Haus gut aufgehoben und braucht keine fremde Genossenschaft. Er bedarf zu seiner Genugtuung nicht des Druckes der widerwilligen Arierhand. Wohl empfindet er jede Kränkung; aber die Tränen, die er weint, sind nicht sowohl seiner Benachteiligung geweiht, sie fließen dem verletzten Menschenrecht, der verletzten Ethik! Sein Selbstbewußtsein ist ungebeugt, denn er leidet schuldlos. Die Verfolgungen und Unterdrückungen, die Verleumdungen und Verunglimpfungen der Juden sind die Folgen „eines sittlichen und kulturellen Tiefstandes." Wenn Herr Jacob diese Behauptung als Gebildeter nicht billigen kann, so mag er die haarsträubenden Tatsachen der hohen Kultur, der Logik und Aesthetik zuschreiben.

Wir haben auch nicht nötig, durch unsere „Mission" unsere Existenzberechtigung erst zu erweisen.

Keiner Sekte und keiner Nation fällt es ein, einen Grund für ihre Existenzberechtigung anzugeben. Die Tatsache allein, daß sie existiert, berechtigt sie auch weiter zu existieren, und da wir als Juden bis jetzt gelebt haben, so haben wir das Recht, auch ferner als solche zu leben. Die Missionsidee ist bloß ein Resultat, eine Tatsache, die sich uns unwillkürlich

aufdrängt, wenn wir einen Blick auf die Vergangenheit, auf die Weltgeschichte werfen; wir sind auch auf sie stolz, wenn sie schon nicht nach unserm Willen, weil nicht nach unserer Auffassung geschehen ist. Daß die griechische Philosophie der Menschheit nur durch uns zugänglich gemacht worden ist, gibt Herr Jacob selbst zu. Das Betonen des Umstandes, daß es nicht unser Gut, sondern arisches Geistesgut war, kann unser Verdienst ebensowenig vermindern, wie die Behauptungen und Vermutungen der Assyriologen in bezug auf die mangelnde Originalität unserer Religion. Amerika war vor Kolumbus da und doch verdankt die Welt ihm den Besitz des neuen Weltteils. Das frische und reine Wasser eines tiefen Brunnens kann man ohne Seil und Schöpfer nicht trinken. Wir jedoch leben nicht für diese Missionsidee, wir lebten und wollen auch weiter nur für uns leben, und wir sind nicht abhängig davon, ob andere uns zuhören wollen. Wer aber lernen will, der komme und lerne, und lernen können sie noch alle von uns, selbst die Gebildetsten. Was das Heilmittel des Herrn Dr. Jacob für die von ihm festgestellte Krankheit, das Untertauchen betrifft, so scheint sie mir erst recht verfehlt zu sein. Der Haß liegt nicht in der Glaubensverschiedenheit, nicht in der Nationalität, er ist in der Abneigung gegen die Forderungen und das Wesen der Ethik zu suchen. Auch das Untertauchen wird diese Abneigung und ihre Folgen nicht wegschwemmen. Wir haben geschichtliche Beweise dafür. Sind die Ebioniten in den ersten Jahrhunderten nicht mehr verfolgt und gemieden worden, als die Juden selbst? Hat man in Spanien den getauften Juden nicht einen besonderen Namen, Maranen, gegeben, um sie von den Christen zu unterscheiden? Lehren uns nicht tägliche Ereignisse, daß auch durch die Taufe die Schranke nicht wegfällt? Herr Jacob selbst sieht das ein und gibt zu, daß der Untergang nicht auf einmal vor sich gehen kann, und daß wir auch dann mehrere Generationen hindurch werden leiden müssen, bis die Physiognomien gänzlich verwischt sein werden. Wie aber sollen wir uns bis dahin erhalten? Es hieße, sich den Kopf abhauen lassen, um nicht an Kopfschmerzen leiden zu müssen; die Ethik aus der Welt schaffen, um über die Verletzung der Ethik nicht zu klagen. Sind wir in diesem Fall nicht eher berechtigt, in der Religion unserer Väter weiter zu bleiben und die Zeit abzuwarten, in der alle Nationen zur Einsicht kommen werden, daß unsere Existenz nicht minder berechtigt ist, als die ihrige? Und wenn Herr Jacob fragt, wie wir uns bis dahin erhalten wollen, so antworten wir wieder: Das hat die Geschichte gezeigt! Die Tatsache kann doch Herr Jacob selbst nicht ableugnen, daß wir trotz der tausendjährigen unerhörten Verfolgungen noch leben. Wir lebten als Juden und wir wollen auch weiter als Juden leben und die Lieblinge der Logik und Aesthetik, die Schoßkinder des Herrn Jacob dürfen den Juden fluchen, solange ihnen die jüdische Ethik noch nicht ins eigene Blut geflossen ist, wir wollen leiden, damit die Menschheit Menschheit werde. Wir haben noch Kraft zu schwimmen und brauchen nicht unterzutauchen und unterzugehen. Wir wollen sehen, wessen Prophetie sich erfüllen wird; ob der Wolf zahm werden wird wie ein Schaf, oder ob das Schaf ein reißender Wolf wird. . . .

L. Tauber.

Theodor Herzl und der Zionismus.

Von **Maximilian Paul-Schiff** (Baden bei Wien).

(Aus der „Frankfurter Zeitung“.)

„Eine Eiche zerschmettert, eh' der Sturm sie gebrochen“, so müßte das Dichterwort lauten, wollte man es auf den im Alter von 44 Jahren Dahingeschiedenen anwenden, der vor wenigen Tagen auf dem Döblinger Friedhof zu Wien zur Ruhe bestattet wurde. Nicht zur letzten Ruhe, falls der heiße Wunsch des Entschlafenen sich verwirklichen soll. „Bis das jüdische Volk meine Leiche nach Palästina überführt“, so schrieb letztwillig dieser deutsche Schriftsteller, der schon durch die seltene Meisterung des Wortes bezeugte, daß er deutsche Empfindung bis in das Innerste eingesogen hatte. Nicht dem Schriftsteller, sondern dem Juden, dem Zionisten Herzl möchte ich einige Worte widmen, die an der Hand seines befremdenden Werdegangs zeigen mögen, warum einer der besten deutschen Männer sich schließlich selbst suggerierte, daß er als Jude sich „nicht assimilieren könne oder wolle“.

Nur einigemale war es mir vergönnt, Herzl im Leben näherzutreten. Als ich vor einigen Jahren in einer Versammlung der Oesterreichischen israelitischen Union dem ethischen Gehalt des Zionismus die ihm gebührende volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, suchte mich der mir bis dahin unbekannte Herzl auf, um mich zum zionistischen Programm zu bekehren. Wenige Worte genügten, um ihn zur Einsicht kommen zu lassen, daß dies vergeblich sei. Aber die kurze Besprechung, die wir mit einander hatten, genügte mir, um zu begreifen, daß der große Zauber, den die Persönlichkeit dieses Mannes ausübte, jene mächtige Bewegung entfachen konnte, die Herzl nach langem Ringen und Prüfen im Jahre 1895 zu Paris ins Leben gerufen hatte.

Kaum ein Jahr früher noch hatte er in einer Rezension von Dumas' „Femme de Claude“ geschrieben:

„Der gute Jude Daniel will die Heimat seines Stammes wiederfinden und seine zerstreuten Brüder heimführen. Doch gerade ein solcher Daniel weiß, daß den Juden mit ihrer historischen Heimat nicht mehr gedient wäre. Es ist kindisch, die geographische Lage dieses Landes zu suchen . . . Und wenn die Juden wirklich „heimkehrten“, so würden sie am andern Tag entdecken, daß sie längst nicht mehr zusammengehören. Sie wurzeln seit Jahrhunderten in neuer Heimat, entnationalisiert, von einander verschieden, in einer Charakter-Aehnlichkeit, nur durch den sie überall umgebenden Druck erhalten.“

Als ich Herzl nun anläßlich seines Besuchs u. a. auf diese, noch vor so kurzer Zeit von ihm geschriebenen Worte aufmerksam machte, hielt er einen Augenblick inne und rezitierte dann folgendes Gedichtchen Heyses:

„Wer heute klüger ist als gestern
Und es mit frohem Mut bekennt,
Den werden die Biedermänner lästern
Und sagen: er sei inkonsequent.“

Da konnte ich nun allerdings nichts mehr antworten. Die bona fides seiner Ueberzeugung durfte ich nicht bezweifeln, und mit Vernunftgründen zu entgegnen, wäre umso weniger am Platz gewesen, als die zionistische Bewegung inzwischen eine ungeahnte, geradezu lawinenartige Ausdehnung genommen und mehrere Kongresse gezeitigt hatte, auf denen Juden aus allen Ländern der Welt allen Ernstes und in größter Begeisterung sich mit der Wiederaufrichtung eines selbständigen jüdischen Staats beschäftigten. Und tatsächlich schien infolge der Schritte, die Herzl bei der türkischen Regierung unternommen hatte, jene Verwirklichung in nicht zu weite Ferne gerückt zu sein. Hatte doch der Sultan warmes Interesse für die zionistischen Bestrebungen gezeigt.

Nur wenige Jahre vergingen und die türkische Regierung gab offiziell bekannt, daß sie nicht in der Lage sei, die Errichtung eines selbständigen jüdischen Staats in Palästina zu

gestatten. Mit diesem Augenblick war denn auch begreiflicherweise der Höhepunkt für die zionistische Agitation gekommen, die durch geschickte Verquickung des politischen Moments mit dem religiösen Sehnsuchtsideal die fast unglaubliche Kooperation der westlichen aufgeklärten mit den östlichen orthodoxen Juden bewirkt und gerade unter den letzteren so zahlreiche Anhänger gewonnen hatte. Umsonst hatten Herzl wohlgesinnte Kenner der Verhältnisse vorausgesagt, daß die Türkei nie und nimmer die erhoffte Selbständigkeit eines jüdischen Staats in Palästina zugeben werde, umsonst hatten einsichtige, mit dem Werdegang der sozialistischen Bewegung und der Werbekraft ihrer Mittel vertraute Männer vor einer Beschränkung auf ein topographisches Endziel gewarnt; aber angesichts der Begeisterung, die das zionistische Losungswort inzwischen bei den breiten östlichen Massen gefunden, war jede Warnung unnütz geworden, obwohl Herzl selbst in seinem „Judenstaat“ keineswegs an Palästina, sondern an Argentinien oder an irgend ein zur Kolonisation geeignetes Ländergebiet gedacht hatte.

Während Marx' genialer Organisationsentwurf von der Vereinigung aller Proletarier gerade durch seine Universalität imstand war, die sozialistische Bewegung zu schaffen, und mit Bernsteins ewig grüner Formel „Das Endziel ist nichts, in der Bewegung liegt alles“ die sozialistische Organisation unbegrenzt fortgeführt werden kann, wurde die zionistische Bewegung durch ein keineswegs in der jüdischen Religion, sondern in der Diaspora entstandenes und bei den orthodoxen europäischen Judenmassen aufrechterhaltenes Sehnsuchtsideal in nationalchauvinistische Bahnen gelenkt. In seinem zweiten zionistischen Werk „Alt-Neuland“ spricht denn auch Herzl nur mehr von Palästina als unverrückbarem Ziel.

Müßig wäre es, heute darüber nachzudenken, was aus der zionistischen Bewegung bereits geworden wäre, wenn die Türkei die Pforten Palästinas wirklich geöffnet und dieses zur „öffentlich rechtlichen Heimstätte für diejenigen Juden, die sich nicht assimilieren können oder wollen“, gemacht hätte. Selbst eingeschworene Zionisten sind der Ansicht, daß in diesem Fall die Bewegung bereits ihr klägliches Ende gefunden haben würde. Gebricht es doch der von Herzl noch im Jahre 1894 mit Recht bezweifelten „historischen Heimat“ ebenso an den wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen für eine Staatengründung, noch mehr aber den Einwanderern an den nötigen individuellen Vorbedingungen. Doch das palästinensische Losungswort war nun einmal als Schiboleth ausgegeben. Mit schwerem Herzen mußte Herzl daher auf dem letzten zionistischen Kongreß die vorläufige Unrealisierbarkeit einer öffentlich rechtlichen Heimstätte in Palästina bekanntgeben, indem er gleichzeitig von neuen Unterhandlungen Mitteilung machte, die er mit der englischen Regierung bezüglich eventueller Ueberlassung eines Landstrichs im ostafrikanischen Uganda pflog, das Nordau damals ein „Nachtasyl“ nannte. Aber auch dieses Projekt soll angesichts des Widerstands im Parlament von der englischen Regierung bereits definitiv fallengelassen sein. Ob der bereits totkranke Herzl davon Kenntnis erlangte, ist mir nicht bekannt. Wenn er auch selbst von diesem Ersatzmittel wenig gehalten haben dürfte, so ist doch zu hoffen, daß ihm diese Kunde erspart geblieben ist.

Und trotzdem wäre es nun höchst verfehlt, wollte man den auf den edelsten Motiven beruhenden Herzlschen Bestrebungen Bedeutung und Erfolg absprechen. Sache seiner Nachfolger muß es nun sein, aus der im topographischen Endziel sich verschlingenden Bewegung eine im Sinne Bernsteins sich „bewegende“ auszulösen, sie geradezu zu entnationalisieren und neue Ideale wie reale Ziele in ihr Programm aufzunehmen. Ebenso wie die sozialistische Bewegung ohne Katastrophentheorie und trotz vieler unrealisierbarer Programm-Utopien in Fluß erhalten werden kann, ebenso kann — und sollte — eine zionistische Bewegung „ohne Zion“ — so widersprechend dies auch klingen mag — fortbestehen. Man würde sich an Herzls Manen und dem sittlichen Gehalt des Zionismus schwer versündigen, wenn man dessen Existenzberechtigung nur im Zusammenhang mit der Zionsparole erweisen wollte. Daß es schwere Kämpfe kosten wird, die Bewegung in neue Bahnen überzuleiten, ist angesichts der allzustarken programmatischen Betonung des topographischen Endziels nicht zu leugnen, und sicherlich wird ein Teil der bisherigen Anhänger ohne weiteres abfallen. Denn die orthodoxen östlichen Massen — die Misrachi —, die in ihren heimischen oder überseeischen Ghetti nur wegen der erhofften Rückkehr nach Zion zum Zionismus sich bekennen, sie stehen und fallen mit Zion. Ihr Zionismus war nie etwas anderes, als das alljährlich am Osterfest in vollster Ueberzeugung ausgesprochene Gebet des gläubigen Juden: „Uebers Jahr in Jerusalem!“

Daß eine Organisation gedrückter und geknechteter Massen notwendig ist, mag es sich nun um Proletarier oder um eine nationale Bewegung handeln, steht wohl außer Zweifel. Wenn nun diese Organisation nur durch Schlagworte erreichbar war, die in praxi wenig oder selbst keine Verwirklichung finden können, so wird man dies Herzl ebensowenig wie Marx verargen, vorausgesetzt, daß die entstandene Bewegung in realere Bahnen übergeleitet und das ihr innewohnende sittliche Moment zum Kern der Bewegung gemacht werden kann. Der sittliche Gehalt jenes Zionismus, von dem Syrkin, der geistvolle Uebersetzer der Werke Tolstois mit Recht einst sagte, „daß für ihn Palästina ebenso unwesentlich sei, wie es Amerika für Ikarien und Afrika für Freiland war“, jenes Zionismus, „der nicht den Juden im Juden zur Ehre bringen will, sondern vielmehr den Menschen im Juden“, jenes Zionismus, der „in seinem Judenantlitz der Welt der Stärkeren zum Trotz sein Menschentum erringen möge“, diesen Zionismus wird der Kenner der osteuropäischen Judenmassen nur mit Genugtuung begrüßen müssen.

Sofern der Zionismus eine nationaljüdische Bewegung innerhalb der assimilierten und assimilierungspflichtigen Juden der westlichen Kulturländer angestrebt hat, muß man ihn wie jede nationale Bewegung, der weder politische, noch kulturelle Aktualität zu Grunde liegt, rundweg verdammen. Heute aber sollte lediglich die Wirkung des Zionismus vom Standpunkt der Erfolge betrachtet werden, die er bei den nach Bildung und Kultur dürstenden Massen des Ostens hatte, die in wirtschaftlicher und geistiger Not verkommen müßten, wenn sie, vor allem deren jugendlicher Teil, nicht eine vor dem Versumpfen rettende ideale Begeisterung — sei es von wo immer — empfangen. Ob Herzl gerade daran gedacht hatte, als er die Bewegung ins Leben rief, will ich heute nicht ergründen. Unermeßlich aber ist der Segen, den der Zionismus auf die glänzend begabten slavischen Judenmassen tatsächlich bereits ausgeübt hat, denen er Hoffnung, Menschenwürde und Schaffensfreudigkeit fast mit einem Schlage verlieh. Dies wird man anerkennen müssen, auch wenn man in den Geistes- und Kunstprodukten vieler junger jüdischer Elemente des Ostens nicht die von den Zionisten gewähnte „jüdische Moderne“, sondern nur moderne Juden erblickt. Und bei aller berechtigten Aversion gegen nationaljüdische Bewegungen innerhalb der westlichen Kulturländer wird doch kein Kenner der Verhältnisse in der Verlegenheit sein, wo er mehr sittlichen Gehalt zu suchen haben wird, ob beim getauften oder ungetauften jüdischen Assessor,

der sich feige demütigt und kein größeres Bestreben kennt, als sein Judentum zu verstecken, oder bei der wehrhaften jüdischen Studentenschaft, die im Hörsaal, wie auf dem Fechtboden ihren Mann mindestens so gut zu stellen weiß, wie ihre oft im Alkoholmarasmus erstickenden christlichen Kollegen.

Daß der abgeklärte Jude des Zionismus nicht bedarf, um sein Judentum neben seiner Nationalität zu bewahren, braucht man wohl nicht zu betonen, mag die Assimilierung noch so schwer gemacht werden. Was aber den einzelnen abgeklärten Juden in Westeuropa möglich ist, das ist den großen, in geistiger wie wirtschaftlicher Not dahinlebenden östlichen Massen nicht möglich. Diese brauchen ein Begeisterungsideal, das sie bis an die Schwelle einer besseren Zeit, d. h. bis zur Assimilierungsmöglichkeit im Lebenskampf aufrecht hält. Und wenn sie es im Zionismus gefunden haben, so muß man es mit Dankbarkeit begrüßen. An den Nachfolgern Herzls wird es aber sein, jene Programmpunkte, die nur ihre Organisations-Schuldigkeit zu leisten hatten, unbekümmert um Inkonsequenz und den Abfall mancher Anhänger, ehebaldigst zum alten Eisen zu werfen.

Daß Herzl selbst, der trotz seines scharfen Verstands immer ein ästhetischer, von Phantastereien nicht freier Kopf war, sich schließlich selbst berauschte und von der Richtigkeit der gewählten Mittel so überzeugt war, daß er in Basel allen Ernstes sagen konnte: „Das Signal zum Aufbruch können wir Euch noch nicht geben", wer wollte ihm dies verargen? Zumal er — so unglaublich es klingt — fast keine Kenntnis von Juden und Judentum besaß. Hatte er sich doch früher nie mehr mit dem Judentum befaßt, als daß er in charaktervoller Weise seinem Glauben treublieb. Die Juden selbst, vor allem aber die eigentlichen Träger der zionistischen Bewegung, jene osteuropäischen Massen, diese hatte er weder geahnt, noch gekannt. Als ich ihn wenige Monate vor seinem Hinscheiden mit Bamberger verglich, dessen Vertrauen in Bismarcks Gesinnungen Bennigsen einst mit den Worten begegnete: „Sie kennen die preußischen Junker nicht!" und in analoger Weise zu Herzl sagte: „Sie kennen die Juden nicht!" da flog — wohl in Erinnerung an den letzten Baseler Kongreß — eine Wolke über seine Stirn, er wurde ernst und schwieg. Und als ich dann im Lauf des Gesprächs zu ihm bemerkte: „Gestehen Sie selbst ein, das, was Sie am meisten verletzen würde, wäre doch, wenn man Ihnen mit Recht vorwerfen könnte, daß Sie kein deutscher Schriftsteller sind?" da hat er mir nicht widersprochen.

An diese Unterredung mußte ich denken, als ich die trotz unserer flüchtigen Bekanntschaft mich wahrhaft erschütternde Kunde von seinem Tod erhielt. Und je mehr ich daran denke, desto mehr komme ich zu der allerdings schmerzlichen Ueberzeugung, daß der Allwisser es mit diesem edlen Mann wohl am besten gemeint hat, als er ihn fast im Jünglingsalter mit dem noch grünen Siegeskranz auf dem Haupt abberief. Viel Leid ist ihm ohne Zweifel erspart worden. Seine Mission im Zionismus hat Herzl mit der Schaffung der Organisation, sei es auch durch den Zionsgedanken, erfüllt, mit der notwendigen Wendung und Lenkung in realere Bahnen hätte er aber viel von seinem Nimbus und seinem Prestige verlieren müssen. Wer weiß, ob Herzl, von den ungeahnten Erfolgen verwirrt, die Einsicht besessen und die Ueberwindung gefunden hätte, um ein zweitesmal „inkonsequent" zu werden, und ob es ihm gelungen wäre, der „Biedermänner" Herr zu werden.

Für unser kulturstolzes Jahrhundert aber ist es tief beschämend, daß einer seiner besten Männer — weil im Innersten verletzt — sich dazu veranlaßt sehen konnte, seine Jugendideale zu verbergen und wie ein trotzig-naives Kindergemüt den Spieß umzukehren. Weil sie ihn nicht mehr, wie einst, „Heil!" rufen ließen, so rief er „Hedad!", weil sie ihn nicht mehr als Alben gelten lassen wollten, so wurde er Zionist. Wohl sprach dies gegen reife Abklärung und schulgerechte Logik, nicht aber gegen seine edelste Empfindung. Und seine Empfindungen haben sowohl bei Lebzeiten, wie nach seinem Tode nur bei wenigen die richtige Deutung erfahren können. Ein gekrönter oder ungekrönter König von Zion zu werden, wie man es nach dem Vorgehen allzu beflissener Adepten glauben könnte, danach hat es Herzl wahrlich nicht gelüstet. Herzls Gestalt kann in der jüdischen Geschichte zu einer größeren werden, als es die Bar Kochbas oder Sabatai Zewys war, oder er wird nur als ein verunglückter Moses erscheinen, dem es nicht beschieden war, seine Brüder heimzuführen. Die Gestaltung liegt in der Hand derer, die berufen sind, das Erbe des zionistischen Vermächtnisses anzutreten.

Der Entwurf zu einem Fremden-Kriminalgesetz in England.

Der Entwurf des von Sir Howard Vincent eingebrachten und von den Parlamentsmitgliedern Capitain Jessel, Sir Carne Rasch, Sir Ernest Flower, Runciman, Trevelyan, Herbert Robertson und Oberst Pilkington unterstützten Gesetzes zur Bestrafung resp. Ausweisung ausländischer Verbrecher hat folgenden Wortlaut:

I. Ueber die Ermächtigung, ausländischen Verbrechern nach ihrer Verurteilung die Entfernung aus dem Vereinigten Königreich zu befehlen.

a) Wird eine ausländische Person für irgend ein Verbrechen oder Vergehen zu Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe verurteilt, ohne daß die Umwandlung in Geldstrafe zuläfsig ist, oder von einem schleunigen Gerichtshof für ein Vergehen mit drei Monaten oder mehr Gefängnis bestraft, ohne daß die Umwandlung in Geldstrafe zuläfsig ist, so hat der erkennende Gerichtshof das Recht, wo es ihm geeignet scheint, als einen Teil der Strafe den Befehl auszusprechen, daß die verurteilte Person nach Abbüßung der Strafe innerhalb einer bestimmten Frist das Gebiet des Vereinigten Königreichs zu verlassen und ihm auch künftig fern zu bleiben hat.

b) Wird eine ausländische Person eines Verbrechens für schuldig erklärt, auf das die Todesstrafe steht, und ruft sie mit günstigem Erfolg die Gnade des Königs an, so soll Artikel 5 des Zuchthaus-Strafgesetzes von 1853 dahin angewendet werden, daß der Verurteilte statt der in diesem Artikel vorgesehenen Zuchthausstrafe zur Landesverweisung gezwungen wird mit dem Verbot, das Vereinigte Königreich je wieder zu betreten.

c) Hat Seine Majestät einen wegen Verbrechens verurteilten Ausländer begnadigt oder ihm einen im Zuchthaus-Strafgesetz vorgesehenen Straferlaß gewährt unter der Bedingung, daß er nach Vorschrift des vorliegenden Gesetzes das Vereinigte Königreich verläßt und ihm dauernd fern bleibt, so hat das Ministerium diesen Befehl in gleicher Weise abzufassen und zuzustellen, als wenn er als ein Teil des gerichtlichen Erkenntnisses ergangen wäre.

II. Ueber die Behandlung von Personen, die in fremden Ländern wegen Verbrechen bestraft worden.

Jeder Person, die in einem fremden Land wegen eines Verbrechens bestraft, das unter unsere Auslieferungsgesetze von 1870 und 1903 fällt, wird in den auf die Abbüßung ihrer

Strafe folgenden fünf Jahren der Aufenthalt im Vereinigten Königreich untersagt. Wird diese Person dennoch innerhalb unseres Landes gefunden und wird vor einem schleunigen Gerichtshof ihre Identität und die Tatsache bewiesen, daß jene Verurteilung nicht wegen eines politischen Vergehens erfolgt ist, so steht es im Ermessen des Gerichtshofs, der betreffenden Person binnen einer bestimmten Frist die Entfernung aus dem Vereinigten Königreich zu befehlen und die etwaige Rückkehr zu verbieten.

III. Bestrafung.

Wenn ein Ausländer, gegen den solcher Befehl ergangen war, nach der ihm bewilligten Frist noch im Vereinigten Königreich betroffen wird, so hat er sich eines Vergehens schuldig gemacht, das von einem schleunigen Gerichtshof mit einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten bei Zwangsarbeit und mit Deportation bestraft werden soll.

IV. Interpretation.

Der Ausdruck „Ausländer" („alien") in diesem Gesetz bezieht sich auf jede Person, die nicht englischer Untertan ist.

V. Name des Gesetzes.

Dieses Gesetz soll den Namen führen „Fremden-Kriminalgesetz von 1904" und soll am 1. Oktober 1904 in Kraft treten.

Moses und Hammurabi.

Vortrag von Dr. Arnold Rosenbacher, Präsident der israelitischen Kultusgemeinde in Prag.

I.

Hochgeehrte Versammlung!

Das Thema des heutigen Vortrags ist ein Teil des Themas „Bibel und Babel", das seit zwei Jahren so viel Staub aufgewirbelt hat. Gestatten Sie mir deshalb, in kurzen Zügen den Stand der Kontroverse „Bibel und Babel" vom juristischen Standpunkt zu beleuchten.

Am 13. Januar 1902 hat Professor Friedrich Delitzsch vor einem distinguierten Publikum einen Vortrag über die Ausgrabungen in Babylonien gehalten.

Professor Friedrich Delitzsch ist ein Sohn des berühmten Hebräisten und Altertumskenners Franz Delitzsch, des hervorragendsten christlichen Kenners des Judentums, dem wir Juden ewig dankbar sein müssen für seine mannhafte und energische Verteidigung des Judentums gegen die Anschuldigung des Ritualmords. Friedrich Delitzsch hat zunächst berichtet über die interessanten Ausgrabungen, die die deutsche orientalische Gesellschaft in Babylonien vorgenommen hat. Er kam dann auf den Wert dieser Ausgrabungen zu sprechen und hat hierbei die Ansicht geäußert — zwar nicht immer in ausdrücklichen Worten, aber doch so deutlich, daß sie nicht verkannt werden konnte —, daß die babylonische Literatur auf das biblische Kulturleben wesentlichen Einfluß genommen hat. Daher der Titel seines Vortrags: Bibel und Babel. Speziell behauptet er, daß die Traditionen über die Weltschöpfung, über den sogenannten Sündenfall und über die Sintflut babylonischen Ursprungs und von den babylonischen Quellen in die Bibel gekommen seien. Das war keine neue Behauptung. Schon Josefus Flavius hat vor mehr als 1800 Jahren in seiner Verteidigungsschrift für das Judentum gegen Apion konstatiert, daß die babylonischen Sagen in vielen Punkten mit den Berichten der Genesis (des ersten Buches Mosis) übereinstimmen.

Das Neue, was Delitzsch sagte, war hauptsächlich, daß auch der Sabbat von Babylon stamme und daß der Monotheismus 1000 Jahre oder noch mehr vor der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai in Babylon bekannt war.

Namentlich diese zwei Behauptungen haben gerechtes Aufsehen erregt, nicht nur bei den Juden, sondern auch namentlich bei Geistlichen orthodoxer Richtung sowohl katholischer als auch evangelischer Konfession.

Auf diese Frage, sowie überhaupt auf das theologische Gebiet werde ich nicht eingehen. Einerseits erachte ich mich hierzu nicht für berufen, andererseits habe ich immer die Erfahrung gemacht, daß bei theologischen Streitigkeiten nichts herauskommt. Die meisten Bekehrungsreden sind wirkungslos, wenn sie nicht von einem starken Regierungsdruck oder von einem mit derben Knütteln versehenen Volkshaufen unterstützt werden.

Ich werde lediglich die juridische Seite der Frage erörtern. Die Erwiderungen, die in zahlreichen Zeitungsartikeln, Flugschriften und Broschüren, hauptsächlich von Orthodoxen beider christlichen Konfessionen, und von Juden, sowohl fortschrittlicher, als auch orthodoxer Richtung, erschienen, waren sehr zahlreich. Besonders haben Professor Barth, Dr. Klausner und in letzter Zeit Dr. Jakob Horowitz, ein Sohn des Frankfurter Rabbiners, sehr gediegene Schriften verfaßt.

Obschon die Schriften der jüdischen Gegner, wie ich mich überzeugt habe, wenn auch oft in Erregung geschrieben, durchaus nicht persönliche Angriffe enthielten und in keinem Fall schärfer waren, als die Aeußerungen der christlichen Gegner, scheinen sie Professor Delitzsch doch in hohem Grad irritiert zu haben. Was der Grund war, weiß ich nicht, ob die Argumente so stark waren, oder ob er es den Juden verübelte, daß sie sich unterstünden, gegen einen Professor aufzustehen, weiß man nicht, kurz und gut, Delitzsch muß irritiert gewesen sein.

Bei seinem zweiten Vortrag, den er über dasselbe Thema am 12. Jänner 1903 hielt — gerade ein Jahr nach dem ersten — hat er dieser seiner erbitterten Stimmung einen Ausdruck gegeben, die an ein bekanntes biblisches Beispiel erinnert.

Die Bibel erzählt, daß, nachdem Haman Günstling seines Königs geworden, ihm alle Hofbeamten die höchsten Ehren erwiesen, nur ein Jude (Mordechai) nicht; es beschloß deshalb Haman, alle Juden zu vernichten.

Professor Delitzsch ist, wie ich höre, kein Antisemit, er hat nichts gegen die Juden im allgemeinen. Er hat aber in seinem zweiten Vortrag gegen das Judentum — was in unseren Augen noch viel gefährlicher ist — einen vehementen, höhnischen Angriff gerichtet.

Während er in seinem ersten Vortrag nach rein wissenschaftlicher Methode vorgeht und Behauptungen aufstellt, über die sich streiten läßt, macht er im zweiten Vortrag in seinem Hauptteil die Wundererzählungen der Bibel lächerlich und bringt gegen das Judentum die alten, hundertmal erhobenen und ebenso oft widerlegten Behauptungen eines jüdischen Nationalgotts und eines jüdischen Rachegotts vor.

Das war kein großes Unglück. Wir Juden haben seit dem ersten frevelhaften Ausspruch Pharaos, „ich kenne den Ewigen nicht, wer ist der Ewige?" so viele Angriffe erfahren und überstanden, daß es garnichts ausgemacht hätte, wenn auch Professor Delitzsch sich diesen Gegnern angeschlossen hätte — die Liste der Feinde des Judentums wäre eben nur um einen Namen, wenn er auch noch so klangvoll ist, reicher.

Zwei Umstände aber haben diese Angriffe zu sensationellen gemacht: erstens das Publikum, vor dem sowohl der erste, als auch der zweite Vortrag gehalten wurde und zweitens die

Methode dieser Vorträge. In letzterer Hinsicht führe ich folgendes an:

Die bisherigen Rationalisten und sogenannten Freidenker, die wir zu bekämpfen hatten, haben zwar die ganze Thora geleugnet, aber ein Gebot der Thora haben die meisten beobachtet und sich dadurch nach der bildlichen Sprache unserer Chachamim einen Verteidiger vor dem himmlischen Gericht gesichert, nämlich das Gebot: Du sollst nicht zweierlei Gewicht in deinem Beutel haben, schweres und leichtes, du sollst nicht zweierlei Maß in deinem Haus haben, großes und kleines.

Die bisherigen Angreifer haben den Offenbarungsbegriff bestritten, manchmal auch lächerlich gemacht, indem sie ihm das Postulat, daß die Menschen nur das glauben dürfen, was ihnen schon durch die Vernunft erklärlich ist, gegenüberstellten, aber sie haben jede Offenbarung, wo immer sie geschehen sein soll, bestritten. Sie haben die Wunder bestritten und ihnen die Behauptung entgegengesetzt, daß die Naturgesetze unabänderlich seien, selbst von der höchsten Macht, von dem Weltschöpfer, nicht suspendiert werden können, aber sie haben diese Behauptungen nicht bloß bezüglich einzelner, sondern betreffs aller Wunder aufgestellt, ohne Unterschied, ob sie im alten Testament sind, oder sonst wo berichtet werden.

Deshalb hat Delitzsch dadurch Aufsehen erregt, daß er lediglich den Offenbarungsglauben des alten Testaments angegriffen und geradezu lächerlich gemacht hat, daß er ausschließlich die Wunder des alten Testaments karrikiert hat, daß er aber an einem Offenbarungsbericht und an einem Wunderglauben, die ihm persönlich näher stehen, als die alttestamentarischen, ehrfurchtsvoll vorbeiging.

Der Wahrheit zuliebe muß ich einräumen, daß er allerdings ein neueres Wunder bezweifelt und symbolisch zu erklären versucht hat. Dieser Vorgang war von Delitzsch umso auffallender, als er sonst in religiösen Fragen sehr tolerant ist. Er sagt in seinem ersten Vortrag (Seite 47):

„Die Religion der in Babylonien zugewanderten Semiten ging dort rasch unter in dem seit Jahrhunderten daselbst eingebürgerten Polytheismus der älteren und ältesten Landesbewohner, einem Polytheismus übrigens, der uns, was seine Vorstellung von den Göttern betrifft, durchaus nicht unsympathisch berührt: sind doch die Götter der Babylonier lebendige, allwissende und allgegenwärtige Wesen, die die Gebete der Menschen erhören und wenn sie gleich zürnen über die Sünden, sich doch immer wieder zur Versöhnung und zum Erbarmen bereit finden lassen."

Er sagt also an dieser Stelle, daß er dem Polytheismus von Babel durchaus nicht unsympathisch gegenübersteht, einem Polytheismus, von dessen männlichen Gottheiten eine das Opfer der eigenen Kinder verlangt, und von dessen weiblichen Gottheiten mindestens eine von ihren Priesterinnen und Anbeterinnen ein Verhalten verlangt, das das gerade Gegenteil jenes Verhaltens ist, das die römischen Vestalinnen einhalten sollten; dieser Polytheismus ist ihm nicht unsympathisch. Vergleichen Sie nun damit, was Delitzsch in der Vorrede zu seinem zweiten Vortrag auf Seite 4 bezüglich des Gottes Israels sagt. Er hat nämlich die Buchausgabe seines zweiten Vortrags mit einer Uebersetzung des 63. Kapitels von Jesaias unter dem Titel „Zur Klärung" eingeleitet. Da heißt es:

„Je tiefer ich mich versenke in den Geist des alttestamentlichen prophetischen Schrifttums, desto banger wird mir bei dem Gott des alten Testaments (Delitzsch nennt hier den vierbuchstabigen Gottesnamen, den ich in dieser Form nicht wiederholen darf), der die Völker mit seinem unersättlichen Zornesschwert hinschlachtet, der nur ein Lieblingskind hat, dagegen alle anderen Nationen der Nacht, der Schande, dem Untergang preisgibt."

So sprach er, nachdem er von den babylonischen Götzen so tolerant gesprochen, vom Gott Israels! Ich bitte Sie, in dem zuletzt verlesenen Zitat die Worte „Geist des alttestamentlichen prophetischen Schrifttums" genau zu beachten. Sie charakterisiren treffend Delitzschs Konsequenz. In seiner letzten Schrift „Rückblick und Ausblick" bezeichnet er das Prophetentum als dasjenige, was noch etwas taugt in Israel. Da heißt es (auf Seite 5):

„Die Propheten Israels in Ehren! Sie bleiben mit ihren ernsten, strengen Predigten zu Sittenreinheit, Recht und Gerechtigkeit, mit ihrem heiligen Eifer für den Gott ihrer Väter, ihrem auch vor Königen nicht verleugneten Ueberzeugungsmut, ihrem glühenden Patriotismus für alle Zeiten ein leuchtendes Vorbild — aber im Volk Israel alles rosig erblicken, das babylonische Altertum dagegen durch die gelben und trüben Gläser mißgünstiger Voreingenommenheit betrachten und auf diese Weise Gerechtigkeit und Wahrheit mit Füßen treten — das geht nicht an."

Wir haben also gesehen, bis zu welcher Höhe sich der Haß Delitzschs gegen das biblische Judentum versteigt. Es ist dies umso auffälliger, als sowohl Delitzsch, wie auch seinen erlauchten Zuhörern folgende Erwägung nicht fremd geblieben sein kann. Der Talmud sagt: „Wenn einmal der Verderber losgelassen ist, dann weiß niemand, wie weit er geht". Wenn die Fortentwicklung der Religion, die Delitzsch in seinem zweiten Vortrag propagiert, darin bestehen soll, daß das ganze alte Testament mit Ausnahme einiger Stellen, die Gnade in seinen Augen gefunden haben, in der Schule beseitigt und nicht mehr als Bestandteil der heutigen Religion erkannt werden soll — wenn diese Revision der Bibel verwirklicht wird, dann wird diese Entwicklung und Revision auch vor dem weißen Blatt zwischen dem Buch der Chroniken und dem Evangelium Matthäi nicht halt machen!

Delitzsch mag dies vielleicht gleichgiltig oder gar erwünscht sein, ob es aber allen seinen erlauchten Zuhörern gleichgiltig wäre, das möchte ich sehr stark bezweifeln.

Ich nehme hiermit von Delitzsch Abschied, hoffentlich auf Nimmerwiedersehen und gehe zur Frage „Moses und Hammurabi" über.

Bezüglich des Gesetzbuchs Hammurabis hatte Delitzsch in seinem ersten Vortrag nur wenige Andeutungen gemacht. Es war noch nicht im Druck erschienen und es waren nur Fragmente in einer entdeckten babylonischen Bibliothek bekannt geworden. Erst in seinem zweiten Vortrag sagte er, es sei ein Gesetzbuch gefunden worden von höchster Bedeutung und deutet auch an, ohne sich ausdrücklich darüber zu erklären, daß dieses Gesetzbuch das Vorbild des Gesetzbuchs von Moses gewesen sei.

Er sagt ausdrücklich: „Ich habe mir Reserve auferlegt bei meinen Vorträgen wegen der gläubigen Protestanten, Katholiken und Juden, die denselben beiwohnen".

An anderer Stelle sagt er: „Ich habe nicht die Frage erörtert, ob Hammurabi das Vorbild der Bibel gewesen sei".

Ich glaube, aus diesen zwei Aeußerungen sieht man schon, daß, wenn er die Frage aus Rücksicht auf die Gläubigen nicht erörtert hat, er, wenn er keine Rücksicht auf die Gläubigen hätte nehmen wollen, die Frage bejaht hätte, und man erkennt seine Ansicht auch ferner daraus, daß er betont, daß die Sprachweise der biblischen Gesetze in vielen Fällen mit Hammurabi übereinstimmt und daß er erklärt, er wolle auch nicht weiter erörtern, ob in juridischer und ethischer Beziehung das eine oder andere Gesetz vorzuziehen sei. Er behauptet weiter, daß

wenn die Gesetze Moses' wirklich Vorzüge in ethischer Hinsicht enthalten sollten, es sich daraus erkläre, daß letztere 1000 Jahre später geschrieben sind.

Also seine Ansicht über das Verhältnis der beiden Gesetze ist, glaube ich, aus dem Gesagten deutlich zu entnehmen.

Ich erlaube mir auch, zu betonen, daß ich auch bei dieser Frage die theologische Seite ganz außer Acht lasse. Die meisten der hochgeehrten Anwesenden kennen meinen religiösen Standpunkt, daß ich fest überzeugt bin, daß die Bibel auf göttlicher Offenbarung beruht. Aber für die heutige Diskussion lasse ich diese Frage ganz beiseite und stelle nur die Bibel einerseits und Hammurabi andererseits einander gegenüber.

Zunächst möchte ich mir erlauben, einige Mitteilungen über das Gesetzbuch Hammurabis zu machen.

In Susa, der ehemaligen Hauptstadt des persischen Reichs, wurde nämlich im Jahre 1892 unter Schutt und Geröll ein Steinblock gefunden im Ausmaß von $2^1/_2$ Meter Höhe und nicht ganz 2 Meter Breite, dicht beschrieben auf beiden Seiten mit Schriftzeichen in Keilschrift, die die Gelehrten mühsam entziffert haben. Es stellte sich heraus, daß es ein Gesetzbuch des Königs Hammurabi von Babylon ist, der ungefähr 2200 Jahre a. Chr. n. regiert haben soll und von dem man annimmt, daß er mit dem König Amraphel, mit dem Abraham Krieg führte, identisch sei. Amraphel soll eine Verstümmlung des Namens Hammurabi sein. Wie dieser offenbar in Babylon aufgestellt gewesene Stein nach Susa gekommen ist, weiß man nicht. Der Stein enthielt in 49 Kolumnen 282 Gesetze, außerdem eine Vorrede, in der sich Hammurabi viel darauf zu gute tut, diese Gesetze verfaßt und herausgegeben zu haben, und eine Nachrede, in der er dieselben unter den Schutz von (ich glaube) 32 Göttern und Göttinnen stellt, deren Fluch denjenigen treffen soll, der irgend eine Zeile von den Gesetzen auslöscht. Es ist dies eine charakteristische Widerlegung der Behauptung, daß zur Zeit Hammurabis der Monotheismus in Babylon bekannt gewesen sein soll.

Dieser Fluch und diese 32 Götter und Göttinnen haben aber nichts genützt. Leider sind 5 Kolonnen, die ungefähr 40 Gesetze enthalten haben dürften, in der Mitte wegradiert.

Wenn auch Delitzsch der Frage aus dem Weg gegangen ist, ob wirklich das Gesetz Hammurabis das Vorbild der Bibel ist, haben andere Leute diese Frage aufgeworfen. Meines Wissens ist von keiner wissenschaftlich bedeutenden Autorität behauptet worden, daß eine direkte Uebertragung aus Hammurabis Kodex in die Bibel stattgefunden hat. Es ist das auch in hohem Grade unwahrscheinlich.

Das Gesetz Hammurabis ist sehr weitläufig, sehr kasuistischen Inhalts, enthält zum Beispiel über Diebstahl eine große Anzahl von Gesetzen und es ist nicht anzunehmen, daß ein später geschriebenes Gesetz diese kasuistischen, teilweise sehr interessanten Entscheidungen ganz ignoriert und sich mit allgemeinen Vorschriften, wie sie unsere Bibel enthält, begnügt hätte.

Es ist zwar im 19. Jahrhundert vorgekommen, daß spätere kürzer abgefaßte bürgerliche Gesetzbücher teilweise aus früheren weitläufigeren Kodices geschöpft haben, aber eine derartige philosophische Abstraktion kann man in jenen uralten Zeiten nicht voraussetzen. Damals wäre sicher jeder menschliche Gesetzgeber sehr froh gewesen, wenn er eine so umfangreiche Vorlage gefunden hätte, so wie heutzutage wir Juristen froh sind, wenn wir ein passendes Formular für Verträge, Instruktionen u. dgl. finden, das uns die Arbeit erspart.

Es ist auch nicht Sitte der Bibel, zu leugnen, was sie von anderswo entnommen hat. Ich erinnere daran, daß die Organisation des Richterstandes (daß nämlich die kleinen Sachen vor die Volkshäuptlinge kommen und nur große Sachen vor das Oberhaupt, vor Moses gebracht werden sollten) dem Schwiegervater des Moses zugeschrieben wird und nicht dessen eigener Initiative.

Wie gesagt, von irgendwelcher wissenschaftlichen Autorität wurde die direkte Uebertragung aus Hammurabi in die Bibel nicht behauptet, obgleich in beiden Gesetzeswerken ähnliche Bestimmungen sich vorfinden.

Wohl aber hat ein Gelehrter jüdischen Glaubens die Vermutung aufgestellt, daß, mit Rücksicht auf eben diese Unwahrscheinlichkeit einer direkten Uebertragung, eine gemeinsame Urquelle existiert habe, aus der einerseits Hammurabi sein Gesetzbuch, andererseits Moses das seinige genommen habe. Diese Behauptung ist noch unwahrscheinlicher. Ich bitte zu bedenken, in welches Zeitalter Hammurabi gesetzt wird — 2000—2200 a. Chr. n. Nun ist das babylonische Reichsgesetzblatt nicht jede Woche erschienen. Die alten Gesetzbücher hatten eine etwas dauerhaftere Natur, wie zahlreiche Analogien beweisen.

Nach den fünf Büchern Moses erfolgte für die Juden eine weitere Kodifikation erst in der Mischna, also ungefähr 1500 Jahre später. Bei den Römern ist nach den 12 Tafeln eine Sammlung, die man als Kodifikation annehmen kann, erst mit dem Edictum perpetuum, also ungefähr 500 Jahre später, erschienen. Das hochgebildete Athen hat sich während seines ganzen staatlichen Bestandes mit den Gesetzen Solons begnügt, ohne eine neue Sammlung. Ebenso Sparta mit Lycurgs Gesetzen. Es ist also nicht anzunehmen, daß Hammurabi schon 50 Jahre später als ein früherer Gesetzgeber sein Gesetzbuch verfaßt hat. Hätte ein solches Urgesetz existiert, so hätte es nach diesen Analogien 500—1000 Jahre vor Hammurabis Gesetzen bestehen müssen; ob in dieser Zeit aber die Schrift überhaupt existierte und ob damals ein Kulturzustand existiert hat, der die Abfassung eines Gesetzbuchs möglich oder nötig machte, wäre sehr zu bezweifeln. Also auch diese Hypothese muß meiner Ansicht nach als unwissenschaftlich zurückgewiesen werden. Es entsteht nun die Frage, wieso kommt es, daß bei genaueren Vergleichen gewisse Aehnlichkeiten zwischen Bibel und Hammurabi sich zeigen.

Hervorragende Gelehrte nichtjüdischer Konfession z. B. Professor Kohler haben die Frage beantwortet und haben meiner Ansicht nach mit vollstem Recht darauf hingewiesen, daß diese Aehnlichkeiten teilweise auf der Natur der Sache beruhen, indem kein Gesetz auf der ganzen Welt gewisse Fälle anders entscheiden konnte, als die Bibel und Hammurabi.

Beispielsweise heißt es in der Bibel, daß, wenn der Hirt mit der Hütung einer Herde betraut ist und ein Stück des Viehs von einem Raubtier zerrissen wird, er nichts zu zahlen braucht. Wird aber ein Stück Vieh gestohlen, dann hat er es zu bezahlen. So entscheidet die Bibel, so auch Hammurabi. Das liegt in der Natur der Sache. Denn der Hirt braucht nicht stärker zu sein als der Löwe, der das Schaf zerrissen hat, soll aber nicht schlafen, damit die Diebe nichts stehlen können.

Ein großer Teil der Analogien ist dadurch entstanden, daß kein Gesetzbuch der Welt, höchstens jenes von Sodom, von dem die merkwürdigsten Entscheidungen im Talmud berichtet werden, diese Frage anders entscheiden konnte.

Was dann noch übrig bleibt von den Analogien beruht auf der Tatsache, die niemand bestreiten kann, der die Bibel gelesen hat, daß die jüdischen Stämme aus Mesopotamien, also aus einem dem babylonischen Reich angehörenden Land, stammen. Wir heißen Hebräer, weil wir von „eber hanohor“

jenseits des Flusses Euphrat abstammen. Niemand hat geleugnet, daß zur Zeit als Abraham nach Kanaan einwanderte, zwar nicht durch den Gesetzgeber niedergeschriebene, aber mindestens gewohnheitsrechtliche Bestimmungen bestanden haben.

Wir finden, daß Abraham das Institut der Ehe kannte, finden aber auch z. B., daß er Sklaven besaß, daß er reich an Vieh war, finden ferner, daß der erste Kulturzustand schon überwunden sein muß, da das Gesamteigentum der Familie bereits aufgehoben ist, denn es wird erzählt, daß er mit seinem Brudersohn Loth einwanderte, daß jeder von beiden gesondertes Eigentum hatte, daß sie sich trennten, um die Herden beider ernähren zu können und sich diesfalls gütlich auseinandersetzten, und zwar nicht bezüglich des Eigentums, sondern bezüglich der Weideplätze, die sie aufsuchten. Es wird weiter in der Bibel schon lange vor der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai von Verträgen erzählt, die es als erwiesen scheinen lassen, daß schon damals ein Recht bestanden hat.

Die Bibel erzählt auch, daß Beziehungen zwischen dem Lande Kanaan und Babylonien noch zu Lebzeiten Abrahams durch die Werbung um Rebbeka angeknüpft worden, daß Jakob auf der Flucht vor seinem Bruder Esau 20 Jahre bei seinem Oheim Laban zugebracht und mit ihm gewisse Verträge teilweise zur Unzufriedenheit des einen oder anderen geschlossen hat. Also ein Rechtsleben hat vor der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai existiert und daß da einzelne Begriffe gemeinsam sind, auf gemeinsamer Tradition beruhen, ist kein Wunder, ebenso wie es kein Wunder ist, daß der Gesetzgeber, sei es ein göttlicher, sei es ein menschlicher, bei der Gesetzgebung auf diese Begriffe, insoweit sie nicht höheren Prinzipien widersprechen, Rücksicht nimmt.

Daraus erklären sich die Analogien vollkommen ohne Einwirkung des Gesetzes Hammurabis oder eines Urtextes.

Wir kommen nun zur Vergleichung der Kodifikation der Bibel und Hammurabis. Die Frage ist, rein menschlich gesprochen, ganz abgesehen von dem Ursprung der Bibel, nachstehend zu formulieren: Welches Gesetz entspricht mehr der Moral und dem Recht?

Selbstverständlich kann ich, meine geehrten Damen und Herren, Ihnen nicht zumuten, die 282 Paragraphen des Hammurabi und die Vorschriften der Bibel mit einander zu vergleichen. Diese Aufgabe habe ich in den letzten Wochen übernommen und will ihnen nur einige prinzipielle Punkte in dieser Hinsicht vorlegen.

Das Recht der Bibel beruht auf unbedingter Rechtsgleichheit. Alle Menschen sind dem Gesetz in gleichem Maß unterworfen. Eine Ausnahme bildet nur das im Altertum unvermeidliche Institut der Sklaverei. Alle übrigen Volksgenossen, aber auch die Fremden und Eingewanderten müssen nach ausdrücklicher Vorschrift der Bibel nach denselben Rechtsgrundsätzen behandelt werden. Es heißt da: „Ein Recht sei für euch Einheimische und für die Fremden". So heißt es an drei oder vier Stellen mit größtem Nachdruck. Dem Richter war aufgetragen, Groß und Klein zu hören, denn das Recht ist Gottes Sache. Es gab zwar einen Stand innerhalb des Judentums, wenn auch erst in späterer Zeit nach der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai, der besondere Auszeichnungen genoß, nämlich der Priesterstand aus dem Stamm Levi, aber in rechtlicher Hinsicht war nur der Unterschied, daß der höhere Stand höhere Pflichten hatte, daß er aber keine Vorrechte genoß. Es ist ausgesprochen, daß der Mörder auch vom Altar hinweg zum Tode geführt werden muß. Das kann sich offenbar nur auf den Priesterstand beziehen. Des Priesters Tochter, wenn sie ein Sittlichkeitsverbrechen begeht, soll mit einer viel schärferen Strafe belegt werden, wie eine andere Frau.

Dieses Prinzip der Rechtsgleichheit in der Bibel werde ich nun dem Hammurabi gegenüberstellen.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissen. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148000 Artikel und Verweisungen auf über 18240 Seiten Text mit mehr als 11000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen), sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Als ein stattliches Werk ist soeben der siebente Band von Meyers Großem Konversations-Lexikon der Oeffentlichkeit überwiesen worden. Textlich ein wahrer Wissenschatz und mit 10 Farbentafeln, Karten und Plänen, 38 schwarzen Tafeln und Hunderten von Textholzschnitten prachtvoll ausgestattet, reiht er sich würdig an seine Vorgänger an. Allen Gebieten des allgemeinen Wissens trägt das Werk gleichmäßig Rechnung und ist tatsächlich ein unentbehrlicher Berater in jeder Lebenslage. Mögen wir uns orientieren über die aktuell sozialen Fragen des „Genossenschaftswesens" die „Gesellen- und Gewerkvereine", der erst vor kurzem durch den Berliner Kongreß hervorgetretenen „Frauenfrage", über die „gewerbliche Statistik", über die Bedeutung der „Getreidezölle" und des „Freihandels", überall wird uns ausführlich in mustergültigen Spezialartikeln Belehrung zuteil. In die Finanzwirtschaft unsrer Gemeinwesen führt der Artikel „Gemeindehaushalt" ein, wir sehen, in welch fürsorglicher Weise auch im „Gefängniswesen" humane Bestrebungen durch die technisch hygienischen Anlagen zum Ausdruck kommen, und welche Praxis das „Gerichtswesen" mit seinen Nebenartikeln uns für die richtige Erledigung unserer Streitsachen vorschreibt. Von großem Interesse ist der Artikel „Genfer Konvention", deren Wirksamkeit gerade so oft genannt wird, wie der wiederholte Appel an die „Friedenskonferenz" in Haag, der gleichfalls ein längerer Artikel gewidmet ist. Einen breiten Raum nehmen, wie dies die alphabetische Anordnung ergibt, die landwirtschaftlichen Artikel ein. Auch die Medizin ist stark vertreten, Interessant sind außerdem die Artikel über „Gerichtliche Medizin", „Gesundheitspflege", Geheimmittel", „Gewerbekrankheiten", „Gift" und „Giftpflanzen". Unter den naturwissenschaftlichen Artikeln stehen diesmal die geologischen Themata obenan. Namentlich die Aufsätze über „Gang", „Gebirge", „Geologische Formationen" 2c., „Geiser", „Gesteine" verdienen schon wegen der hervorragenden Illustrierung hervorgehoben zu werden. Sehr eingehende Behandlung ist auch technischen Zweigen gewidmet. Die Artikel „Fräse", „Galvanische Elemente", ‚Gase", „Gebirgseisenbahnen", „Gesteinsbohrer", „Gewebe", „Gießerei" und „Glas" stellen durchweg reich illustrierte Aufsätze dar, die über alle diese Materien berührende Fragen ausgiebig Bescheid geben. Mustergiltig ist der Artikel „Französische Literatur", dem sich auch eine Abhandlung über „Französische Sprache" anschließt, wie auch unter anderm den „Germanischen Sprachen" ein größerer Raum geweiht ist. Die Artikel „Germanen" und „Gallier" stehen unter den geschichtlichen Aufsätzen obenan; von geographisch-ethnographischen Darstellungen sind die der „Französischen Kolonien", „Gibraltars" der Städte „Genf", „Gent", „Genua", „Glasgow" und der Völkerschaften der „Fulbe" und „Galla" zu erwähnen, denen sich der etnographisch hochinteressante Artikel der „Geräte der Naturvölker" anreiht. Die prachtvollen Tafeln, von denen nur die sehr klare Darstellung der geologischen Formationen, die vorzüglichen Holzschnitte der Fräse- und Gaskraftmaschinen, die instruktive Veranschaulichung der Gewitter und die Porträts der wichtigsten deutschen Geschichtsschreiber erwähnt seien, sind das beste Mittel, das Werk in seinem Bestreben, eine gründliche Bildung in das deutsche Volk zu tragen, zu unterstützen.

Die Politik.

(Der Rücktritt des Justizministers Schönstedt.) Der preußische Justizminister Herr Schönstedt will, wie es heißt, im Herbst seinen Abschied nehmen. Nach der agrarisch-antisemitischen „Deutschen Tageszeitung" liegt ein Abschiedsgesuch noch nicht vor, das, wenn es komme, durch das hohe Alter des Ministers begründet sein würde und nicht durch die scharfe Kritik, die der Reichsjustizsekretär im Reichstag an dem Kontraktbruchgesetzentwurf geübt habe, auch nicht durch den Königsberger Hochverratsprozeß. Das Blatt schreibt weiter:

„Die Kritik des Kontraktbruchgesetzes im Reichstag war allerdings etwas ungewöhnlich und auffällig, aber für das Gesetz trägt jetzt nicht mehr der Justizminister die eigentliche und formelle Verantwortung, sondern das Staatsministerium in seiner Gesamtheit und der Ministerpräsident im besondern. Sollte, woran nicht zu denken ist, das Gesetz zurückgezogen werden, so würde wie damals beim Volksschulgesetz nicht nur der Ressortminister, sondern auch der Ministerpräsident gewisse Konsequenzen ziehen müssen, aber wie gesagt, daran ist nicht zu denken. Was aber den Königsberger Prozeß anlangt, so ist es ja richtig, daß die Klage nicht vollkommen ausreichend vorbereitet zu sein scheint, dafür trägt aber nicht die Justizverwaltung die Verantwortung, sondern das betreffende Gericht, das das Hauptverfahren eröffnet hat, und dieses Gericht ist bekanntlich unabhängig. Sollten aber, was wir nicht wissen und auch nicht annehmen, gewisse Anweisungen ergangen und befolgt worden sein, so würde auch hierbei der Justizminister nur die Mittelperson gewesen sein und die unmittelbare Verantwortung nicht tragen. Wir nehmen keinen Anstand, offen auszusprechen, daß wir, wie die Dinge jetzt liegen, das Ausscheiden des Justizministers doppelt bedauern würden. Es würde geradezu wie ein Triumph der Demokratie und des Judentums wirken, die beide Herrn Dr. Schönstedt immer mit ihrem Hasse beehrt haben."

Es ist nicht wahr, daß das „Judentum" Herrn Schönstedt mit seinem Haß beehrt hat. Auch die Juden haben das nicht getan. Denn Herr Schönstedt ist, soweit die Juden in Frage kommen, nicht der Täter seiner Taten gewesen, sondern der Vollstrecker eines Willens, dem er sich wahrscheinlich nicht lieber gefügt hat, als er sich einem anders gerichteten Willen gefügt haben würde. Ob Herr Schönstedt bleibt oder geht, ist vollständig gleichgiltig. Was wir wünschen müssen, und um der Gerechtigkeit willen wünschen, ist ein Systemwechsel. Diesen sehen wir noch nicht kommen. Bis dahin aber ist es für uns vollkommen irrelevant, wer als Justizminister zeichnet.

* * *

(So sind sie alle.) Kürzlich ist der antisemitische Schriftsteller Wilhelm Marr gestorben. Sein Tod erinnert an die vielleicht einzige Wahrheit, die er in seinem Leben bekannt hat. Er schrieb in einem Brief:

„Ich bin ein alter Parteigänger, aber nie habe ich mehr **Erzschelmenbande** gefunden, als unter den heutigen **Geschäfts-Antisemiten**. Das aber dürfen Sie privatim erklären, daß ich nach 30jährigem Judenkrieg mich mit Ekel bis zum Erbrechen abwende von dem ganzen heutigen **Geschäftsschwindel-Antisemitismus**."

Er hat sie gekannt, genau gekannt. Und so sind sie alle, alle ohne Ausnahme.

* * *

(Mit der Macht.) Die „Frankfurter Zeitung" berichtet aus New York, daß der bekannte Demokrat Straus, früherer amerikanischer Gesandter in der Türkei, sich für Roosevelts neue Präsidentschaftskandidatur erklärt habe. Dazu bemerkt die „Kreuzzeitung":

„Auf den ersten Blick muß diese Nachricht auffallen. Straus gehörte nicht der radikalen Bryanschen Richtung an, die auf dem demokratischen Nationalkonvent in St. Louis unterlegen ist, sondern er war Golddemokrat, und die Golddemokraten haben doch gesiegt und ihren Kandidaten Parker durchgesetzt. Man sollte meinen, Straus würde Parker aus Leibeskräften unterstützen, statt dessen geht er zu Roosevelt über.

Die Erklärung bietet sich in dem von der „Frankfurter Zeitung" weise verschwiegenen Umstand, daß Straus Jude ist, und das Judentum liebt es ja, mit der Macht zu gehen. Und Herr Straus ist kein gewöhnlicher Wald- und Wiesenjude; er nimmt sogar im Judentum eine führende Stellung ein; es ist in letzter Zeit vielfach die Rede davon gewesen, er solle an Stelle des verstorbenen Herzl der Führer des Zionismus werden. Wahrscheinlich werden die meisten Juden, welche noch zur demokratischen Partei schwören, ihm in Roosevelts Lager folgen, und von diesem Gesichtspunkte aus ist das Vorkommnis allerdings interessant. Die Juden kalkulieren nicht schlecht, wenn sie jetzt Roosevelts Partei ergreifen, denn er kann ihnen mehr nützen, als Parker. Durch das Zirkular des Staatssekretariats zugunsten der rumänischen Juden und den Versuch, die Kischinew-Petition in Petersburg anzubringen, hat er sich überdies schon die Neigung Israels in hohem Grade erworben.

Auf einem anderen Blatt steht es, ob es der republikanischen Partei wesentlich nützen wird, wenn das Freikorps der Makkabäer zu ihr stößt. Hat doch neulich selbst ein spezifisch jüdisches Preßorgan zugegeben, daß die Juden bisher jede Partei, der sie sich anschlossen, ruiniert hätten. Die freisinnige Partei ist dem deutschen Volk durch ihre jüdische Avant- und Arrièregarde schwerlich sympathischer geworden, und ebenso hat die Erfahrung gezeigt, daß die Juden durch die unglaubliche Nervosität, die sie stets zu den extremsten Schritten nach der einen oder anderen Seite verleitet, ihre Leibpartei auch taktisch schädigen. Sie bewahren nie kaltes Blut, sondern sind entweder „himmelhoch jauchzend" oder „zu Tode betrübt", und reißen dadurch oft auch besonnene Parteigenossen zu großen Dummheiten fort."

Es ist erstaunlich, wie einseitig das Gedächtnis der „Kreuzzeitung" ist. Sie hat behalten, daß Straus — von gänzlich unberufener und unkundiger Seite — als Nachfolger Herzls in der zionistischen Führerschaft genannt worden war, das Dementi aber hat sie vergessen. Daß Straus eine „führende Stellung im Judentum" einnimmt, ist von der „Kreuzzeitung" einfach erfunden. Straus ist ein prominenter Mann — daß er ein prominenter Jude wäre, müßten wir erst aus der „Kreuzzeitung" lernen. Daß das Judentum es liebt, mit der Macht zu gehen, ist unwahrer als uns lieb sein kann, obwohl wir den Wert der Sicherheit, der „Kreuzzeitung" nicht zu begegnen, keineswegs gering anschlagen.

Wochen-Chronik.

Wochen-	Juli / August 1904	Ab 5664	Kalender.
Freitag . . .	29	17	Sabb. Anf. 8,4.
Sabbat . . .	30	18	פרק ד׳ עקב Sabb. Ausg. 8,54.
Sonntag . . .	31	19	
Montag . . .	1	20	
Dienstag. . .	2	21	
Mittwoch. . .	3	22	
Donnerstag . .	4	23	
Freitag . . .	5	24	Sabb. Anf. 7,50.
Sabbat . . .	6	25	פרק ה׳ (Neumondsw.) ראה Sabb. Ausg. 8,40.

Berlin, 25. Juli. (Von der Alliance Israélite Universelle.) Die abgebrannten Juden in Wilkomir, Dombrovitza und Korostyschew sind von der Alliance Israélite Universelle mit 3000 Frcs. unterstützt worden. — Für arme jüdische Eltern in Rumänien hat die Alliance Israélite neuerdings die Summe von 1000 Frcs. bestimmt, zur Bestreitung derjenigen Schulauflagen, deren Zahlung den Kindern das Recht zum Schulbesuch gibt. Ohne Schulbesuch gibt es keine Schulzeugnisse und nur der Knabe, der Schulzeugnisse besitzt, darf von einem Handwerksmeister als Lehrling angenommen werden.

Berlin, 26. Juli. (Schule Pückler.) Am 6. v. M. hatte ein Malergeselle Max H. in angeheiterter Stimmung von der Straße aus Schmutz in den Laden des jüdischen Kaufmanns F. in der Langestraße geworfen. Von dem Inhaber des Geschäfts zur Ordnung verwiesen, drang er in den Laden ein und rief dem Kaufmann zu: „Verfluchter Jude! Pückler hat gesagt, wir sollen die Juden totschlagen; die Juden haben den Jesus ans Kreuz geschlagen. Den rotköpfigen Judenlümmel muß ich hier noch totschlagen!" Nach diesen Drohungen zog sich der Held zurück. Das Schöffengericht hat ihn gestern in eine Strafe von 25 Mark genommen. — Man sieht, daß die Justiz auch milde sein kann.

Prag, 25. Juli. (Der alte Friedhof.) Der Kampf um die Erhaltung des alten Judenfriedhofs wird immer weiter geführt, nachdem ein Teil dieser historischen Stätte schon zu Straßenbauzwecken demoliert worden ist. Zu großem Befremden seiner Glaubensgenossen hat kürzlich ein jüdischer Stadtverordneter, Dr. Stein, in der städtischen Vertretung diesen Zerstörungsakt zu verteidigen gesucht. Dr. Stein ist dadurch bekannt geworden, daß er das in Böhmen gebräuchliche hebräische Gebetbuch ins Czechische übersetzt hat. Dagegen hat ein czechischer Rat, Dr. L. Jerzabek, kürzlich unter dem Titel „Der alte jüdische Friedhof" eine Brochüre geschrieben, in der er seiner Entrüstung über die Zerstörung der alten Grabstätte lebhaften Ausdruck gibt. Es heißt darin: „Erst das zwanzigste Jahrhundert mit seinen falschverstandenen Gemeinplätzen und Redensarten vom modernen Fortschritt der Städte hat das „wundervolle" Projekt zu Wege gebracht, das alte Ghetto und seine Umgebung zu beseitigen. Die Ausführung dieses Planes beraubt uns eines köstlichen Denkmals alter Zeiten und eines ergreifend schönen Gartens, und das alles nicht aus religiöser Unduldsamkeit, sondern ganz einfach aus bloßer Beschränktheit. Alle, die zu solcher Verstümmelung einer unserer schönsten und ehrwürdigsten Sehenswürdigkeiten ihre Zustimmung gegeben, haben sich vor ganz Europa bloßgestellt".

Tunis, 15. Juli. (Rabbiner Jacob Silvera.) Die portugiesische Gemeinde unserer Stadt ist in tiefe Trauer versetzt durch das Ableben des allgemein verehrten Oberrabbiners Jakob Silvera. Von der großen Beliebtheit, deren der gelehrte Rabbi sich in den weitesten Kreisen erfreut hat, zeugte die große Menge von Trauernden, die, mehrere Tausende, dem Leichenzug folgten. Personen aus den verschiedensten Ständen, Bekenntnissen und Nationalitäten ließen es sich nicht nehmen, die sterblichen Ueberreste des verstorbenen Rabbiners bis an die Gruft zu geleiten. Der von der portugiesischen Gemeinde zum Nachfolger Silveras erwählte Rabbi Daniel Lumbroso ist von der tunesischen Regierung nicht bestätigt worden, weil er Italiener ist.

New-York, 15. Juli. (Intoleranz.) Der streng orthodoxe Verband der russischen Rabbiner in Amerika hat in einer seiner letzten Sitzungen sich gegen alle russischen Rabbiner erklärt, die in englischer Sprache predigen oder die Bibel und den Talmud in einer anderen Sprache erklären als im Jargon. Kurz darauf hat der Verband ein Zirkular verschickt, in dem er eine Art Cherem auf alle Rabbiner legt, die im Rabbinerseminar (Jewish Theological Seminary) von New-York ausgebildet sind, und auf alle Gemeinden, die solche Rabbiner zu ihrem Oberhaupt wählen. Der „American Hebrew" sagt in seiner Besprechung dieses Rundschreibens: „Wenn diese Herren den Wunsch haben, die Stellung des orthodoxen Rabbinats in unserem Land zu heben, so werden sie von seiten der gesamten jüdischen Gemeinde auf Unterstützung rechnen dürfen; wenn ihre Absicht aber dahin geht, jene Gelehrten zu denunzieren, die ehrlich und aufrichtig das Judentum lehren und predigen, so wird ihre Denunziation die wohlverdiente Verurteilung erfahren."

Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. Das von dem verstorbenen Baron Adolphe von Rothschild begründete neue jüdische Krankenhaus in Neapel ist vor Kurzem eingeweiht worden. Das Krankenhaus liegt am Posilippo, im schönsten und gesundesten Stadtteil von Neapel und ist eines der schönsten Gebäude der Stadt.

Feuilleton.

Ein Frauenleben.

Biographischer Roman von C. Berg.

(Fortsetzung.)

„Ich gehöre zwar nicht zu ihren Intimen", spottete Lottchen, „aber ich kenne sie par distance. . . . Respekt, Luise, die Kommandeuse deines Bruders, Ihre Durchlaucht, die Frau Fürstin Leuchtenburg. . . ."

Wie elektrisiert rief Posthuma: „Die Fürstin Leuchtenburg?!" Und sie begann interessiert die Frau zu betrachten, die Alfred Leuchtenburg zu seiner Gemahlin erwählt. Sie gefiel ihr ausgezeichnet. Nicht ihre Schönheit allein fesselte sie; aus den Zügen ihres edelgeformten Antlitzes sprach Klugheit und

reine Güte, ihre Art, zu sprechen und zuzuhören, erschien so liebenswürdig, daß man die Frau liebgewinnen mochte, ohne mit ihr bekannt zu sein.

„Da kommt der Fürst!“ rief Lottchen und erzählte ihr kleines Abenteuer mit der gefundenen Uhr.

Posthuma stand auf: „Laßt euch nicht stören, Kinder! Ich finde es hier heiß und unbehaglich; ich möchte nach dem Restaurant zurückkehren.“

„Warum, Mama? Bist du nicht wohl?“ Luise machte Miene, aufzustehen.

„Meine Güte, wie bleich du bist, Tante Posthuma!“ rief Lotte erschrocken. „Nicht doch, wir begleiten dich.“

„Ihr bleibt alle beide hier“, entschied Posthuma fest, „ich wünsche es. Seid nicht närrisch. Ich will mich nur dem Trubel und dieser spektakulösen Musik entziehen. Viel Vergnügen!“ Sie lächelte beiden zu, kletterte behend die kleine Treppe an den Tribünen hinunter und ging nach dem Park. . . . Gott sei Dank, sie war allein! Wie die Ruhe und Kühle unter den im zartesten Frühlingsgrün prangenden Bäumen ihr wohl tat! Hier vergoldete die Sonne nur, hier wärmte sie nicht; die blauen Glockenblumen und Gänseblümchen im Rasen standen so schüchtern und still und ließen sich von dem Spatzenvolk, das sich hier dreist herumtrieb, anschreien, an den zarten Stengeln zausen und zupfen.

Bäume und Himmel hielten Zwiesprache in aller Stille; die Menschen waren alle dort, wo der lustige Kampf tobte auf dem grünen Rasen.

Nein, nicht alle.

„Posthuma!“

Sie hatte aus einem Seitenweg her seinen Schritt gehört und ihn auf der Stelle erkannt. Er stand plötzlich neben ihr, so still und leicht wie in der Kinderzeit, und doch war er ein starker, stattlicher Mann geworden, das Antlitz gebräunt, umrahmt von dem hellglänzenden blonden Bart. Aber seine Stimme hatte den alten, freundlichen Klang: „Ich sah Sie die Tribüne verlassen und bin Ihnen nachgegangen, Sie zu begrüßen.“

Sie mochte ihre Freude, ihn wiederzusehen, gar nicht verhehlen und ergriff bewegt seine dargebotene Hand. „Guten Tag, mein Fürst! Wie freundlich von Ihnen, sich meiner zu erinnern!“

„Ich habe ununterbrochen Ihren Lebensweg verfolgt“, sprach der Fürst weiter, „ich weiß, daß Sie leider verwitwet sind. Was bestimmte Sie, eine schöne, reiche Frau, Witwe zu bleiben?“

„Die Erinnerung an meinen Gatten, Durchlaucht“, erwiderte Posthuma ernst. „Er verdiente, daß ich ihm die Treue wahre; er liebte mich über alles. Und ich besitze zwei Kinder, das ist Glück genug.“

„Einen Sohn und eine Tochter?“

„Ja, Durchlaucht.“

„Ich habe Ihren Sohn gesehen, Posthuma. Wenn Ihnen sein Wesen so gleicht wie sein Aeußeres. . . .“

„Nicht ganz, Durchlaucht, mein Sohn ist gründlicher. Er lernte fleißig und ließ es sich sauer sein da, wo seine Mutter von all den hohen und tiefen Wissenschaften nur genascht hat. Dafür war er auf dem Gymnasium auch der Liebling der Professoren. Er wünschte eigentlich Mathematik zu studieren — denken Sie, Durchlaucht, Mathematik! Von mir hat er das nicht. Aber nach dem Tode meines Mannes erklärte er mir, Kaufmann werden zu wollen, um die Arbeit seines Vaters fortzusetzen. Ich ließ ihm seinen Willen. Es ist ein prächtiger Junge, nur von einem brennenden Ehrgeiz beseelt. Auch das war der Fehler seiner Mutter nicht.“

„Nein“, wiederholte der Fürst und sah ihr lächelnd in die, wie in früherer Zeit, voll Schelmerei lachenden Augen, „ehrgeizig war seine Mutter nicht. Aber heute darf ich's Ihnen danken, daß Sie klug handelten, für uns beide vorbedacht, für sich wie für den unbesonnenen Schwärmer, den die Erinnerung an seine Jugendliebe noch vor mancher Verirrung geschützt hat. Und ich war recht einsam lange Zeit. Das Schlimmste tat mir der Krieg: meine Mutter hat den Tod meines Bruders nur um Wochen überlebt. Seit zwei Jahren“ — seine Stimme erhielt wieder einen hellen Klang — „wünschte ich, Posthuma, daß Sie meine Frau einmal sähen.“

„Meine Kinder, Durchlaucht, haben mir die Fürstin gezeigt. Sie gefällt mir über alle Maßen gut“, rief sie lebhaft.

„Meine Freundin ist noch ganz die alte“, lächelte der Fürst, „sie bewundert nur in Superlativen.“

„O, Durchlaucht, ich hätte auch das Gegenteil ehrlich bekannt. Sie kennen meine ungeschickte Art, das, was mir mißfällt, nie zu verschweigen. Und, mein Fürst, wer alt wird und selbst viel Leid erfuhr, lernt lesen in den Gesichtern der Menschen. Auf dem Antlitz der Fürstin steht: „Ich bin eine glückliche Frau, mein Gatte und ich, wir lieben uns aus vollster Seele.“

„Meine Porzia ist ein holdes, herzensgutes Wesen. Sie haben recht gelesen: ja wir sind beide sehr glücklich.“

Sie hatten, ohne darauf zu achten, den großen Mittelweg im Park, der bis an die Grenze der Lichtung führte, durchschritten; schon sah man von weitem das bunt bemalte Schweizerhäuschen des Restaurants auf dem freien Platz erscheinen; auch Tische wurden sichtbar, vor denen vereinzelte Gäste, die den Rennen ferngeblieben, saßen und Kaffee tranken oder ins Grüne blickten. Nun hörte man schon Stimmengewirr, das immer lauter und kräftiger bald zu tausendstimmigem Geschrei anschwoll. Es kam von den Tribünen herüber; deutlich unterschied man Hurrahrufe und „Heil“; der Sieg war wohl entschieden, und der erste Preis erreicht.

„Ich muß umkehren“, sprach der Fürst. „In der nächsten Nummer laufen meine Pferde. Meine Frau hofft stark, daß einer unserer Rappen einen Preis davontragen werde. Als Vollblut-Ungarin ist sie, was Pferde anbelangt, eine Autorität; ich habe ihr meinen besten Renner geschenkt, und nun schwört Porzia darauf, Monostatos werde in großer Form sich zeigen.“

„Monostatos!“ rief Posthuma lebhaft. „Mein Sohn bat mich, ihm ein Pferd zu nennen, an dessen Sieg ich glaube; ich habe ihm Monostatos genannt, der Name heimelte mich an.“

„Da haben wir die Wirkung in die Ferne! Ich halte von dem Rappen viel, er ist so ungeberdig und wild wie unser einstiger Lieblingsmohr.“ Und er pfiff leise das Monostatos-Lied. „Darf ich Sie an Ihren Platz geleiten?“ fragte er dann.

„Bemühen Sie sich nicht, Durchlaucht! Ich setze mich hier an irgend einen Tisch und werde meine Kinder erwarten. Haben Sie Dank für die Zeit, die Sie jetzt mir gewidmet!“ Sie bot ihm zum Abschied die Hand.

„Werden wir uns wieder begegnen?“ fragte der Fürst.

Ueber Posthumas Antlitz zuckte wie ein Leuchten ein Abglanz jener schalkhaften Koketterie, die sie als Mädchen so reizend hatte erscheinen lassen. „Wiederbegegnen, Durchlaucht“, sagte sie treuherzig. „Ich glaube, es wäre besser, es geschehe nicht“.

„Sie haben Recht“, erwiderte der Fürst und drückte herzlich ihre Hand. „Leben Sie wohl!“

Und während sie eilig davonschritt, blieb Alfred Leuchtenburg stehen, um ihr nachzuschauen, so lange seine Blicke ihre Gestalt erreichen konnten. Es ist ein seltenes Geschenk des Zufalls, der einen reifen Mann nach zwanzig Jahren seine Jugendgeliebte wiedersehen läßt, unentstellt durch Zeit und Leid. . .

Als der Fürst sich umwandte, um nach den Tribünen zurückzukehren, stieß er auf zwei Männer, der eine ein Zivilist schon in vorgeschrittneren Jahren, mit einer gewissen schäbig-protzigen Eleganz gekleidet, der andere ein hochaufgeschossener Einjähriger mit einem für seine fünfundzwanzig Jahre stark abgelebten Gesicht. Jetzt stellte er sich in Positur, um den Vorgesetzten zu grüßen. Der Oberst legte flüchtig zwei Finger an die Mütze und ging rasch vorüber.

„Wir haben ihn in seinem Rendezvous gestört", sprach Robert Herz hämisch. „Ja, ja, alte Liebe rostet nicht!"

„Noch kann ich mich von meinem Erstaunen nicht erholen", flüsterte der Andere, den Weg des Obersten mit Späherblicken verfolgend. „Nein wahrlich, Herz, hätte ich den Fürsten nicht selbst mit dieser Dame hier an dieser verschwiegenen Stelle auf und abspazieren gesehen, ich hätte Ihnen Ihre ungeheuerliche Geschichte nie geglaubt!"

„Nun, was sagen Sie jetzt? He? Erzählt der alte Herz Lügen? Was? Haben Sie gesehen, wie sich das die Hände gedrückt hat? Mit welchen Blicken das einander angesehen? Richtig wie ein Liebespaar! Die feine Madame Stahl! Wenn ihr alter Onkel sie nicht damals Knall und Fall geheiratet hätte, würde man einen schönen Skandal erlebt haben."

Der lange Einjährige strich krampfhaft seinen dünnen, starren Schnurrbart, der seinem ohnehin häßlichen Gesicht das Aussehen eines bösartigen Katers verlieh, in die Höhe. Diese „Skandal-Affäre" mundete ihm ordentlich köstlich, wie aufgewärmter Kaffee einem alten Weibe schmeckt. Denn Robert Klinger war von Charakter, ganz wie sein Hauswirt Robert Herz, ein verleumdungliebendes, klatschsüchtiges altes Weib.

„Da wäre also nach Ihrer Darstellung Stahl ein natürlicher Sohn des Fürsten Leuchtenburg?" fiel er dem unruhig gestikulierenden und schwatzenden Herz ins Wort. „Nun wird mir auch vieles klar — vor allem der Hochmut dieses Alfred Stahl und seine ewige Bevorzugung durch die Vorgesetzten. . . Natürlich, wenn man von solcher Abkunft ist!" Es klang wie Neid aus den Worten des Elenden: er hätte seine Eltern, arme, anständige Handelsleute, sofort preisgegeben, um für den Bastard eines Fürsten zu gelten. „Nun, lieber Herz, meiner Diskretion können Sie sicher sein, ich plaudre nichts aus."

„Meinetwegen können Sie darüber reden, so viel Sie Lust haben", brummte Herz. „Meinen Sie denn, es glaubt Ihnen irgend wer? Die Stahls sind so reich, daß sie mit ihrem Sündengeld alle Schande tot machen können. Wer weiß heut, was vor zwanzig Jahren war?" Er wies nach dem Platz vor dem Restaurant, wo eine lange Tafel Posthuma, ihre Kinder und deren Freunde in lustiger Gesellschaft vereinte. „Heute ist die Person, die ich wegen ihrer schlechten Aufführung zurzeit aus meinem Haus gejagt habe, die reiche Madame Stahl, kutschiert in Pferd und Wagen, hat ihr eigen Haus; ihre Tochter ist an einen Millionär verheiratet, trotzdem sie viel, viel häßlicher und dümmer ist als mein Lottchen, und der hochnäsige Alfred guckt Sie nicht an, lieber Klinger, trotzdem Sie Referendar sind und tausendmal mehr wissen als er."

Der Referendar gab Herz von der Seite einen bösen Blick. „Daß dieser soi-disant Stahl mich nicht beachtet", antwortete er, wieder heftig seinen Schnurrbart mißhandelnd, „ist mir höchst egal; dagegen bemerke ich, daß er Ihrer Enkeltochter viel zu viel Beachtung schenkt. Und sie täten gut, ein Auge darauf zu haben, verehrter Freund! Fräulein Lottchen wäre nicht die erste, die sich wegen eines romantischen Windbeutels eine solide Partie verscherzt".

„Ich will da nicht ran gehen", brummte Herz, „ich verkehre mit den Leuten nicht. Aber wenn Lottchen nach Haus kommt, werde ich ihr erklären, daß das Flirten mit den Stahls ein Ende nehmen muß. Und so schlecht ist das Volk: da bitten sie mein Lottchen in ihr Haus, nur um sie gegen mich aufzuhetzen."

Sie gingen beide wie in stiller Verabredung in großer Entfernung hinter dem Tisch der Stahls vorbei: der eine, weil er recht gut wußte, daß man ihn überhaupt nicht auffordern würde, heranzukommen, der andere, weil er befürchtete, Lotte werde ihm wie bei früheren Gelegenheiten eine Szene machen; sie nahm immer für die Stahls gegen ihn Partei und sprach sehr deutlich von Aufdringlichkeit, sobald ihr Großvater einmal Miene machte, auch seinerseits von der Gastfreiheit der Stiefverwandten profitieren zu wollen. . . .

Lottchen stand am Fenster in ihrer kleinen Kammer, schwärmte den Vollmond an, der über den Spitzdächern der engen Gasse schwebte und schwelgte in süßer Erinnerung. Sie hatte den herrlichsten Frühlingstag in ihrem bis jetzt so freudelosen Leben genossen, und sie vergegenwärtigte sich noch einmal alles Schöne, das sie heute erlebt.

„Lotte", hatte Alfred gesagt, „wenn unser Pferd gewinnt, erhältst du ein Drittel; eins teile ich mit Luise und das letzte Drittel erhält Mama."

„Ach, Alfred, lasse nur mich aus, ich habe überall Pech!"

„Unsinn, Lottchen", flüsterte Alfred leise, „einmal kommt schon das Glück auch zu dir."

„Schlag die Daumen ein!" riet Luise, „da kommt der Rappe, ein prächtiges Tier."

„Aufgepaßt, Mädchen!" rief Alfred. „Die hochbeinigen Gegner sind garnicht zu verachten."

„Staatstiere insgesamt", versicherte Flock, „du wirst hinten runterfallen mit deinem Rappen, lieber Stahl."

„Monostatos ist ein Ungar", erklärte Alfred, „Ihr wißt doch, extra Hungariam non est vita . . . Ungarn ist immer allen voraus!"

Die jungen Leute hatten noch hin und her gestritten, dann setzte die Musik ein und das Rennen begann. Lottchen bekam Herzklopfen; ihre scharfen schwarzen Augen verfolgten die schönen Tiere, bis der aufwirbelnde Staub es beinahe unmöglich machte, Rosse und Reiter zu erkennen.

„Stahl", hörte sie Meyer höhnen, „Ihr Vollblutrappe zottelt wie ein Tramway-Gaul."

Da intonierte die Kapelle einen Czardas, und als hätte das edle Tier die feurigen Melodieen seiner Heimat erkannt, schoß es wie ein Pfeil dahin, wirklich allen voraus, bis an das Ziel.

„Monostatos hoch!" Lottchen und Luise schreien mit am lautesten in dem Beifallsjubel; sie wedelten mit den Tüchern und trommelten mit den Füßen, „wie kleine Gassenjungen", kritisierte Meier ihren Begeisterungsrausch.

Dann waren sie alle nach dem Restaurant geeilt, Posthuma aufzusuchen und ihr den Sieg Monostatos mitzuteilen.

„Mama, wie ist dir jetzt?"

„Tante, Tante, Monostatos hat gewonnen."

„Wie ist Ihr Befinden, gnädige Frau?"

Sie sprachen alle sechs auf einmal auf Posthuma ein, und Lottchen hätte Meier beinahe umarmt, weil er ihr zuraunte: „Unmöglich zu glauben, daß Ihre Tante nicht wohl

sein soll. Die Frau stammt sicher aus dem Geschlecht Penelopes wenn nicht gar Helenas. Sie leuchtet vor Schönheit".

Ja, so reizend, so liebenswürdig war ihr Frau Posthuma noch nie erschienen und so heiter! Wenn Lottchen an ihren ewig nörgelnden Großvater dachte, dessen ständiges Thema es war, von Frau Postel schlecht zu sprechen, ballte sie die Faust.

„Wer verwahrte den Zettel mit dem Namen des siegreichen Pferdes?" hatte Posthuma gefragt.

„Ich, Tante", rief Lottchen, „Alfred hat ihn mir zur Erinnerung geschenkt."

„Willst du mir dieses Souvenir überlassen? Ich gebe dir gern meinen Gewinnanteil dafür. Greife zu, Lotte, es sind dreihundert Mark!"

„Aber Tante?!" Lotte war ganz erschrocken, als ihr Posthuma unter dem Tisch drei Hundertmarkscheine in die Hand drückte. „Bitte, nimm doch den Zettel ohne Geld, er hat ja sonst keinen Wert!"

„Bitte, hier!"

„Monostatos aus dem Stall Leuchtenburg und ein Wappen! Nein, Tante, für ein nichtiges Blatt darf ich unmöglich das schwere Geld behalten."

„Sträube dich nicht länger!" sagte Posthuma. „Du verkaufst mir das Blättchen noch unter dem Preis, für mich hat es höheren Wert."

Alfred, dessen erinnerte sich Lottchen jetzt mit Verwunderung, hatte seine Mutter befremdet angeblickt. „Mutter, kennst du wirklich den Fürsten?"

„Freilich", hatte Posthuma lächelnd geantwortet, „der Fürst und ich waren Jugendgespielen; auch dein Vater hat den Fürsten wohl gekannt."

Alfred war dann gleich wieder sehr guter Laune geworden; er und Luise hatten Lottchen gezwungen, die Hälfte ihres Gewinns anzunehmen, und als sie sich weigerte, schalt Luise sie einen unehrlichen Spielverderber und praktizierte ihr die Scheine ohne weiteres in ihr Handtäschchen.

Sechshundert Mark! So viel Geld hatte Lottchen noch nie ihr eigen genannt! Sie beschloß, ihren Schatz geheim zu halten. Als Wirtschafterin des Großvaters hatte sie ein undankbares Amt: von dem wenigen Geld, das er ihr gab, verlangte er einen leckeren Tisch; auch forderte er, daß sich Lotte fein kleiden und immer geputzt gehen sollte; denn seine Eitelkeit und Prunksucht waren mit den Jahren noch gewachsen. Natürlich hatte das arme Ding den Kopf voll Sorgen, und die Schulden beim Bäcker, Fleischer, Hauswirt raubten ihr während mancher Nacht den Schlaf. Nun konnte sie die drückendsten Gläubiger befriedigen und einen Notgroschen bei Seite legen; freilich durfte der Großvater niemals davon erfahren: Lottchen kannte den Alten; er hätte sie gepeinigt, oft und öfter von den Verwandten Geld zu verlangen, und das stolze Kind, das an Charakter weder dem Vater noch der Mutter, sondern der Herz so verhaßten Stieftochter glich, hätte sich lieber schlagen lassen, ehe es sich zu Erpresserdiensten hergab. Sie versteckte das Geld in einer kleinen Porzellandose, dem einzigen Andenken, daß sie von ihrer früh verstorbenen Mutter besaß, und fast bitter gedachte Lotte dieser Toten, die sich in krankhafter Sehnsucht nach dem flüchtigen Mann ins Grab gegrämt und ihr Kind arm und hilflos in der Welt gelassen, als einzigen Beschützer einen grilligen, ewig nörgelnden Alten, der sie mit seiner selbstsüchtigen Liebe tyrannisierte und einer unsicheren Zukunft entgegentrieb. Ja, wenn Alfred all die Pläne, die er seiner Cousine heut Abend, als er zehn Minuten auf dem Heimweg durch den Park mir ihr zurückbleiben konnte — wenn er all die süßen Hoffnungen, die er ihr zuflüsterte, einmal zu erfüllen vermöchte! Warum denn nicht? Alfred war nicht nur der schönste, er war auch der klügste und beste Mensch der Erde; Lotte liebte ihn seit der ersten Minute, da sie ihn gesehen, und er wird ihr einst das Glück geben, das große, wunderbare, ach noch so himmelferne Glück. . . .

„Lotte! Lotte! Die Stimme des Großvaters drang schrill durch zwei Zimmer.

„Ja! Ja!" Sie versteckte das Porzellandöschen mit dem Geld hurtig in ihrem Bett und sprang wieder ans Fenster; sie hörte den Alten kommen.

„Willst du gleich das Fenster schließen! Willst dich wohl erkälten, wie?" eiferte Herz. „Besorge das Abendbrot, für Herrn Klinger mit! Wir speisen in seinem Zimmer."

Lotte runzelte die Stirn, als sie Klinger erwähnen hörte. Wie unsympathisch war ihr dieser Mensch mit seiner aufdringlichen Freundschaft für den Großvater! Sie antwortete, ohne ihren Platz am Fenster zu verlassen: „Dein Abendbrod, Großvater, steht längst in der Ofenröhre deiner Stube bereit. Der Tisch ist auch schon gedeckt. Mich entschuldige, ich habe bereits gegessen. Herr Klinger soll sein Nachtmahl einnehmen, wo er Lust hat. Er ist bei uns nicht in Kost. Und sein Zimmer betrete ich überhaupt nicht".

„Das muß man sagen, Lotte", polterte Herz los, „wenn du von den Stahls kommst, bist du dreifach so mürrisch und verdrießlich wie sonst. Ich werde dir den Verkehr mit jener Gesellschaft ein für allemal verbieten; mir passen diese Leute nicht, hörst du? Und ich will, daß du gegen den Herrn Referendar freundlich bist! Du wirst dich nicht unter deinem Stand weggeben: deine Mutter hat auch einen Juristen geheiratet."

„Der ihr nach einem Jahr auf und davongelaufen ist", ergänzte Lotte bitter.

„Dank der Intriguen deiner sauberen Posthuma."

„Das ist nicht wahr!" schrie Lotte.

„Genug, genug!" Herz hob theatralisch die Hand. „Ich will davon nichts mehr hören. Komm jetzt mit Lottchen! Bringe ein wenig Fleisch und Brod", schmeichelte er. „Herr Klinger hat zwei gute Flaschen Sekt auf seinem Zimmer."

„Die mag er allein trinken", grollte Lotte und setzte boshaft hinzu: „Sie werden wohl auch getauft sein wie er."

„Du solltest dir diese vorteilhafte Partie nicht entgehen lassen, Kind! Ein so hochgebildeter, netter Herr!"

„Ein richtiger Unchain", sprach Lotte verächtlich.

„Pfui, Lottchen, wer wird jüdische Ausdrücke gebrauchen! Ich finde das höchst unfair."

„Ich nicht", erwiderte Lotte trocken. „Keine lebende Sprache besitzt das entsprechende Wort dafür; aber wenn du das lieber hörst, kann ich ja auch ekelhafter Patron sagen."

„Nimm dich in acht!" rief Herz erbost. „Wenn ich es wünsche, wirst du den Referendar heiraten und du magst froh sein, wenn er dich nimmt. Bild dir's ein, Alfred Stahl wird dich heiraten! Zum Narren hält er dich, und wenn du auf den warten willst, wirst du einen grauen Zopf kriegen."

„Den färb' ich dann", lachte Lotte, und plötzlich wieder ernst und finster aus ihren großen schwarzen Augen blickend, sprach sie fest: „Wenn mich dieser Klinger mit seinen Anträgen nicht verschont, dann kündigst du ihm; darauf besteh' ich! Ich werde ihn nie heiraten, lieber spring' ich zum Fenster hinaus. Und nun laß mich in Ruh'!"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: M. A. Klausner, für den Inseratenteil: Arthur Scholem in Berlin.

Druck und Verlag von Arthur Scholem, Berlin C., Roßstraße 3.